Sonntagskind.

Sonntagskind.

Roman in sechs Büchern

von

Friedrich Spielhagen.

Zweiter Band.

Zweite Auflage.

Leipzig.
Verlag von L. Staackmann.
1893.

Drittes Buch.

Erstes Kapitel.

Was für Justus folgte, war eine lange, lange Fortsetzung des Deliriums, das ihn bereits auf der Flucht durch den Wald ergriffen und dessen Nacht der Schrecken beim Erblicken des toten Vaters nur für einen Moment fürchterlich hatte lichten können. Seine wahnwitzige Phantasie erging sich in Grauenbildern, die er so packend malte, daß dem guten Pfarrer Szonsalla die kurzen Haare unter dem Käppchen zu Berge standen, während der alte Doktor Malthus aus T. es natürlich minder tragisch nahm.

Das alles geht in der Region des Unbewußten vor, sagte er; das heißt da, wo der Mensch all' das Schreckliche. was er sich zusammenphantasiert, nicht direkter auf sich bezieht, als wir im Theater den Mord und Totschlag auf uns beziehen, wenn wir auch sentimentale Thränen darüber vergießen. Er wird von all' dem tollen Krimskrams nichts mehr wissen, sobald er wieder bei Verstande ist. Dann wird erst das

wahre Elend für den armen Schelm beginnen. Sollte er sich auch wirklich erinnern, den Vater tot gesehen zu haben — und ich glaube es, denn er spricht von ihm nur immer als von einem Toten — so wird doch der Tod der Mutter für ihn ein fürchterlicher Schlag sein. Für die Ärmste selbst war es freilich ein Segen; ihr Herzleiden hatte solche Fortschritte gemacht, daß der Rest ihres Lebens nur eine grausame Qual gewesen wäre, die ihr nun ein einziger schrecklicher Augenblick erspart hat. Aber Justus dürfte es doch nicht von diesem Gesichtspunkt sehen, und Sie werden gut thun, Hochwürden, ihn so lange in Unwissenheit zu halten, bis er die Wahrheit ertragen kann. Und was ich fragen wollte, Hochwürden — es gehört ja eigentlich nicht zu meinem Ressort; aber man hat sich doch auch, alter Praktikus wie man ist, ein Stück vom Herzen bewahrt, und das Schicksal des armen Jungen geht mir nah — sein Verhältnis zu der gräflichen Familie wird doch wohl durch diese ganze häßliche Geschichte nicht weiter alteriert werden?

Pfarrer Szonsalla kraute sich hinter dem Ohr und erwiderte:

Ja, ja, es ist eine häßliche Geschichte, und in der ich noch durchaus keineswegs klar sehe. Der junge Graf hat jetzt zugegeben, daß über eine Kleinigkeit ein Streit zwischen ihnen entstanden sei, der dann in eine Rauferei ausgeartet. Er giebt weiter zu, daß Justus aus der Nase geblutet habe, wie ja denn auch die

Flecken im Zimmer bezeugen, daß Blut geflossen ist; stellt aber durchaus in Abrede, daß Justus' Wunden von einem Schlage herrühren könnten, den er ihm mit einem scharfen Instrumente versetzt —

Das will ich vor Gericht auf meinen Sachverständigeneid nehmen, sagte der Doktor.

Irren ist menschlich, sagte der Pfarrer, und ich wollte, Sie irrten sich in diesem Falle, und Justus hätte sich seine Wunden im Walde an einem Baumstamm oder vertrockneten Äste geholt. Dunkel genug war es in der Nacht. Dann mag sich ja alles wieder zurechtziehen. Gräflicherseits, scheint mir ja, hat man den besten Willen. Es ist immerhin eine — in Anbetracht seiner bekannten Sparsamkeit, um es mit christlicher Milde zu bezeichnen, — erfreuliche Thatsache, daß der Herr Graf nicht nur die Begräbniskosten übernommen, sondern auch alle durch Justus' Krankheit erwachsenden Ausgaben zu decken versprochen hat. Auch weiß ich, daß der junge Graf hart angelassen ist, weil er nicht alsbald Lärm geschlagen; und Doktor Müller beinahe um seine Stelle gekommen wäre, weil er am anderen Morgen die Damen hat abreisen lassen, ohne sie von dem Vorgefallenen in Kenntnis zu setzen. Von einer Wiederaufnahme unseres lieben Jungen in sein früheres Verhältnis verlautet freilich in den Briefen des Herrn Grafen nichts. Vielleicht nimmt er das als selbstverständlich an; vielleicht hält man dafür, daß man

es Justus überlassen müsse, zu entscheiden, ob er nach der erfahrenen Mißhandlung zurückkehren wolle oder nicht. Ich glaube, er wird wollen, wenn sie will.

Wer?

Meine Isabel.

Nun, und sie?

Der Pfarrer kraute sich wieder hinter dem Ohre.

Es ist nicht immer leicht zu wissen, was sie will, oder nicht will; erwiderte er. Sie hat anfangs gesagt: Justus gehört nicht in das Schloß. Dann hat sie, ich weiß nicht warum, es doch durchgesetzt, daß man ihn aufforderte, und er die Aufforderung annahm. Gestern schreibt sie mir —

Der Pfarrer suchte in der Innentasche seines Schlafrockes nach dem Briefchen, das er herausnahm und mit zitternden Händen entfaltete:

Hier! „Sag' Vase Anna, daß in meiner Kommode“ — nein, das ist es nicht — hier: „Sag' Justus, sobald er es verstehen wird, daß er hier, wenn er kommt, willkommen ist und ebenso, wenn er nicht kommt, willkommen bleibt; und daß ich glaube, es ist besser für ihn, wenn er willkommen bleibt, als wenn er willkommen ist.“ — Verstehen Sie das, Doktor?

Hm! sagte der Doktor, für eine junge Dame von vierzehn Jahren alles Mögliche an Spitzfindigkeit. Aber sie hat uns ja immer vollauf zu raten gegeben.

Das weiß der liebe Gott! sagte der Pfarrer seufzend.

Nun, ich will darüber nachdenken, sagte der Doktor, den Rest Tokaier langsam aus dem Glase schlürfend. In der Behandlung mit unserem Patienten bleibt es beim alten. Ich komme morgen wieder und hoffe, daß wir dann schon einige lichte Momente haben werden. Wir hatten heute nur noch achtunddreißig und fünf Strich. Nach den vierzig und mehr, die wir wochenlang gehabt haben, eine Bagatelle. Übrigens hat Skapzeck gestern dem Untersuchungsrichter Bertram gestanden, daß er dabei gewesen ist, woran allerdings auch kein vernünftiger Mensch gezweifelt hat; ebensowenig wie daran, daß der intellektuelle Urheber des Verbrechens der Löb ist, dem Arnold, seitdem er die Kerls nicht mehr ungehudelt durch sein Revier ließ, ein Dorn im Fleische war. Sie haben ihn übrigens gestern nach Skapzecks halbem Geständnis ebenfalls beim Kragen genommen. Seine Complicen zu nennen, verweigert der Kerl vorläufig. Ich denke, man wird ihn wohl mürbe kriegen. Bertram meint, es müssen mindestens ihrer sechs gewesen sein; unter dem hätte das Gesindel nicht gewagt, mit Arnold anzubinden; und dazu müßten sie ihn noch in einen Hinterhalt gelockt haben. Gut, daß er wenigstens noch einen Schuß hat abgeben können, der den Forstläufer, den er thörichterweise eben nach Hause geschickt hatte, wieder umkehren ließ. Er hätte sonst lange an der einsamen Stelle liegen können.

Der alte Arzt verabschiedete sich; der Pfarrer hatte

sich hinter die erst halb geleerte Flasche wieder in seine Sofaecke gesetzt. Der Kranke bedurfte eben seiner nicht, da Marthe Anders sich erboten hatte, während der Nachmittagsstunden, wo sie zu Hause abkommen konnte, bei ihm zu wachen. Und auf Marthe Anders durfte man sich verlassen.

Was mochte die wahre Meinung von Isabels sibyllinischen Worten sein? Es war eigentlich dumm von ihm, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Früher! o ja, auf dem Seminar, als er für den scharfsinnigsten Kopf galt, den keine schrofffste theologische Antithese, kein verzwicktestes Dilemma verblüffen konnten! Aber jetzt half ihm das Nachdenken über die einfältigsten Dinge rein gar nichts mehr, nur daß ihm davon noch wüster im Gehirn wurde. Vielleicht meinte sie, daß Justus besser daran thäte, nicht zurückzukommen und statt dessen für seine paar Schuljahre und die Universitätszeit die Unterstützung anzunehmen, die ihm der Graf zugesagt hatte und anständigerweise nicht wieder entziehen konnte. Anständigerweise! der Graf war für seinen Anstand in Geldsachen nicht berühmt. Und würde der stolze Justus das annehmen? Schwerlich. Was aber dann? Der gute Gott wußte, wie gern er den lieben Jungen an Sohnesstatt genommen und gehalten hätte; aber er hatte ja nie einen Groschen in der Tasche; wie sollte er das Geld aufbringen? Und selbst, hätte er's, die Anna würde ja nicht dulden, daß er es dem Justus gab.

Ein Lärm aus der Küche unterbrach den guten Mann in seinen Meditationen: es war Anna, die sich dort mit der polnischen Aufwartefrau zankte. Er schüttelte den Kopf, that einen Schluck aus seinem Glase und sank mit einem tiefen Seufzer wieder in seine Ecke zurück.

Die entsetzliche Person, die an nichts dachte als an ihren Vorteil, in deren Herzen nie ein honettes Gefühl sich auch nur regte! Und hatte nie den Mut gehabt, sie fortzujagen, aus dummer Gutmütigkeit erst und dann aus feiger Furcht, sie möchte thun, was sie jedenfalls trotzdem gethan hatte: ihn an Isabel verraten. Ja, sie mußte ihn an Isabel verraten haben, und die Kleine wußte es — wußte, was sie niemals, niemals hätte wissen dürfen. Das war's, weshalb sie ihn oft so sonderbar aus den großen Augen angesehen, und weshalb es dabei so eigen um ihren hübschen Mund gezuckt, und weshalb sie ihn so leichten Herzens verlassen hatte! Sein Juwel, sein Idol, sein Abgott, sein Alles!

Der unglückliche Mann drückte die Hände vor das Gesicht und stöhnte laut.

Dann fuhr er wieder in die Höhe und schlug mit der welken zitternden Faust auf den Tisch, daß das Glas, welches er sich bis an den Rand gefüllt, überfloß.

Mag sie mich verlassen! ich bin es nicht besser wert, ich alter vertrunkener häßlicher Mensch; aber wenn sie Justus verläßt, der so gut und brav ist und

sie so liebt — das könnte ihr Gott im Himmel nicht verzeihen. Aber sie wird ihn verlassen, ich weiß es; sie hat es schon gethan, denn ihr Sinnen und Trachten steht nur nach Glanz und Prunk, und wer ihr die nicht bieten kann, gilt nichts in ihren Augen. Ach, und es war mein Wunsch und mein Gebet, daß sich die Kinder einmal lieben und heiraten möchten. Das sollte mich für alles entschädigen, wonach mein Herz einst verlangt und was ich gewiß erreicht hätte, nur daß ich die Gaben, die mir Gott verliehen, verzettelt und vergeudet: Ruhm und Ehre eines gelehrten, streitbaren Dieners unserer allerheiligsten Kirche und einen Kardinalshut und einen Palast in Rom mitten zwischen duftenden Orangenbäumen und Boskетts von blühendem Oleander und ragenden Pinien, in deren Schatten eine Fontaine plätschert in einem großen Marmorbassin, um das herum Faune und Nymphen gelagert sind. Ja, ja, sie hat den Schönheitssinn, die Kleine, von mir! Und zu denken, daß ich nun hier sitze in dem zerfetzten Schlafrock, ungewaschen und ungekämmt, in diesem gräßlichen Zimmer, das von Schmutz starrt, vor diesem wackligen Tisch, auf dem die dicken häßlichen Fliegen sich an dem übergelaufenen Wein betrinken — willst du fort, du abscheuliches Tier!

Er schlug nach der grauen Maus, die durch die Fliegen gerannt war, ohne daß sich eine gerührt hätte.

Ein Schauder überlief ihn. Er starrte auf die Tischplatte, über die jetzt die erschreckten Fliegen

schwärmten, um sich alsbald wieder auf die klebrigen Weinreste zu stürzen.

Kommen sie schon am hellichten Tage, murmelte er; dann ist das Maß meiner Sünden voll.

Wieder drückte er die Hände in die Augen und weinte bitterlich um sein verkommenes Leben und um die, die er so sehr geliebt, und die ihn so grausam verlassen; und um Justus, der jetzt niemand hatte auf der weiten schlimmen Welt als ihn, den verlorenen Mann, zu dem am hellichten Tage die Schreckensgespenster seiner Nächte kamen.

Zweites Kapitel.

Der alte Arzt hatte recht gehabt: am nächsten Tage war die Temperatur seines Patienten abermals gesunken; wieder einen Tag später der Puls normal; aus den lichten Momenten waren lichte Stunden geworden; nur noch eine große Schwäche zurückgeblieben, die geschont sein wollte und von dem Rekonvalescenten jede Aufregung fern zu halten gebot. Der gute Pfarrer ließ sich das gesagt sein. Ihn graute vor dem Augenblick, wo er mit der schrecklichen Wahrheit nicht länger würde zurückhalten können, die er vorläufig hinter allerlei Ausflüchten verbarg. Er hatte Justus gegenüber aus den Wochen, die dieser ohne Bewußtsein zugebracht, ebensoviele Tage gemacht; man hatte ihn hierher zu ihm gebracht, nachdem man ihn verwundet und ohnmächtig im Walde gefunden; die Mutter konnte den kranken Sohn nicht besuchen, weil sie selber augenblicklich krank sei; der Vater war in einem entfernten Revier, dort einen Kollegen zu vertreten, der von dem Grafen Urlaub zu einer Badereise bekommen habe.

Der gute Mann war nicht wenig stolz auf diese verzeihlichen Notlügen, die er für äußerst geschickt hielt, und äußerst erschrocken, als Marthe Anders, die noch immer in den Nachmittagsstunden kam, ihm eines Tages in ihrer geraden Weise sagte: Geben Sie sich weiter keine Mühe, Herr Pfarrer, er weiß alles.

Um aller Heiligen willen, rief der Pfarrer; hast Du es ihm gesagt?

Ich nicht; aber ich denke, Muhme Anna hat's gethan.

Der Pfarrer schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn: daran hatte er nicht gedacht.

Das entsetzliche Weib! rief er; sie hat ihn töten wollen.

Vielleicht hätte es ihn getötet, sagte Marthe; aber ich bin überzeugt, er wußte es auch schon vorher.

Die Vermutung des klugen Mädchens war völlig richtig.

Das erste, was Justus, als er wieder im Zusammenhang denken konnte, als Thatsache bei sich festgestellt hatte, war der Tod des Vaters. Jenes Bild des bleichen Mannes, den die Waldwärter auf eine Bahre aus Tannenzweigen luden, war keine Fieberphantasie, sondern Wirklichkeit gewesen. Er hatte keine Beweise dafür; er bedurfte auch keiner; er wußte es eben. Die Mutter hatte wiederholt geklagt, wie sehr sie fürchte, daß die Schmuggler, denen er jetzt das Leben so sauer machte, ihm ein Leid anthun könnten, und sie ihm doch nicht zureden dürfe, es mit seiner Pflicht,

wie ehemals, leicht zu nehmen. Nun hatten die Schmuggler den Vater erschlagen. Es war nicht der erste Forst- oder Steuerbeamte, der ihrer Rache zum Opfer gefallen war; Justus erinnerte sich aus früherer und späterer Zeit eines halben Dutzend solcher Geschichten, wenn auch nicht stets mit gleich tragischem Ausgang.

War aber der Vater tot, so hatte die Mutter es nicht überlebt. Sicher hatten die einfältigen Menschen ihr den Toten so ins Haus getragen. Da war der schwache Faden, an dem ihr Leben hing, zerrissen. Sie mußte tot sein, oder sie hätte sich längst, selbst todkrank, zu ihrem kranken Justus geschleppt. Denn wenn man ihm einreden wollte, er habe nur ein paar Tage so bewußtlos gelegen, hätte man auch dem Wind verbieten sollen, die welken Blätter an dem Fenster, auf das er stundenlang den Blick gerichtet hielt, vorüberzuwirbeln. Und der Sonne, so spät auf und so früh unterzugehen, und den Gänsen auf der Dorfstraße so erbärmlich zu schreien, als wüßten sie, daß ihnen ihr Ende bevorstehe. Am zwanzigsten September war er zum letztenmale auf dem Schlosse gewesen; jetzt mußte es Ende Oktober sein. Vater und Mutter waren tot — das stand für ihn fest, noch bevor er Muhme Anna fragte, die es ihm denn auch nach einigem Zögern bestätigte mit dem Hinzufügen, er dürfe sie nicht verraten, denn es sei ihr streng verboten, ihm die Wahrheit zu sagen.

Seltsam! er hatte immer gemeint, er würde einen ungeheuren Schmerz empfinden, wenn die Mutter starb, und jetzt konnte er kaum eine Thräne vergießen. Noch seltsamer: der Tod des Vaters war ihm schmerzlicher als der der Mutter. Er hatte ihre Liebe so vollauf genossen! und es fiel ihm ein, was er einst den alten Doktor zu dem Vater hatte sagen hören: „man kann Ihrer Frau kein langes Leben wünschen.“ Aber des Vaters Liebe hatte er erst in der allerletzten Zeit, ja, ihn selbst erst kennen gelernt, und wie er ihn früher wegen seiner Kraft und Kühnheit bewundert, so auch jetzt wegen seiner rauhen Güte geliebt und des offenbaren guten Willens, an Sohn und Gattin wieder gut zu machen, was er früher an ihnen versehen und gesündigt. Diesen kraftvollen, kühnen Mann, der, wenn er auch immer selbst sein schlimmster Feind gewesen war, in günstigeren Verhältnissen gewiß Tüchtiges, vielleicht Großes geleistet haben würde, er hatte sein Leben lassen müssen — wofür? Nicht um des Staates Wohl — was ging den gräflichen Förster der Staat an? — nur damit in dem Walde auch zur Nachtzeit Ruhe und Ordnung herrsche, und die Schmuggler, wenn sie hindurchzogen, nicht gelegentlich auch einen Hasen totschlugen, oder ein junges Reh, oder Wildschwein zum Schaden des Herrn Grafen! zum Schaden des Ogre!

Ja, des Ogre! Er war der Ogre! ihn hatte er gemeint, als er den Ogre seines Märchens schuf, und es war feig von ihm gewesen, daß er es dem Armand

nicht ins Gesicht gesagt hatte, und daß er selbst der Ogreprinz sein solle: der herzlose, grausame, niederträchtige Ogreprinz! Wie wäre er wohl darauf gekommen, von dem Ogreprinzen zu sagen, daß er die armen Leute schinde und quäle, hätte er nicht so oft aus dem Munde des Burschen die frechen, schändlichen Reden über die armen Leute gehört, die dazu da seien, sich zu placken, und mit denen man kein Mitleiden zu haben brauche, weil sie es ja doch nicht besser wüßten! Und feig, jämmerlich feig war es von ihm gewesen, daß er das so mit angehört, ohne dem Burschen ins freche Gesicht zu sagen: du lügst! Und feig, erbärmlich feig; daß er es unter diesen Menschen so lange ausgehalten, es sich hatte wohl sein lassen an der üppigen Tafel, in den bequemen Betten, er, der Sohn seiner Mutter, die sich zu Tode gearbeitet hatte, um aus den harten Händen des Juden ein paar Groschen zu ringen! seines Vaters, der im Walde unter den Händen von Meuchelmördern sein Leben lassen mußte, wenn ihm der Herr Graf nicht den Dienst kündigen und aus dem elenden Hause jagen sollte, bevor es ihm über dem Kopfe zusammenfiel!

Warum hatte er den Ogreprinzen nicht totgeschlagen, anstatt sich von ihm halb tot schlagen und aus dem Schlosse jagen zu lassen, wie einen verlaufenen Hund? Der würde nun triumphieren und die Treppe zum Turm hinaufstürzen, die Fee in die Arme nehmen, Huberts Fee, seine Isabel —

Er hatte so laut gestöhnt, daß Marthe, die im letzten Abendschein an dem niederen Fenster über einer Näharbeit saß, aufblickte und fragte:

Was hast Du?

O, nichts! erwiderte er; ein bischen Schmerz in der Schläfe — es ist schon wieder vorüber.

Ich muß fort, sagte das Mädchen, sich erhebend. Der Herr Pfarrer ist im Dorf, der alten Jadwiga Rosezka die heiligen Sakramente zu geben; sie liegt im Sterben. Soll ich die Muhme Anna schicken?

Nein, ich möchte schlafen.

Also bis auf morgen; ich wünsche Dir eine gute Nacht.

Sie war gegangen; Justus wollte nicht schlafen, nur allein sein. Es war ihm immer, als ob die klaren, klugen, grauen Augen Marthes ihm die Gedanken von der Stirn läsen, und diese Gedanken hätte er am liebsten vor sich selbst verborgen. Aber sie ließen sich nicht verbergen, nicht verbannen; sie hatten sich zugedrängt, als er eben erst wieder zum Bewußtsein erwacht war; in alles hineingedrängt, was er sonst denken wollte, so daß er zuletzt nichts anderes mehr denken konnte: nur noch dies eine: du liebst sie und sie macht sich nichts aus dir.

Er hatte es früher nicht gewußt. Sie zu lieben war ihm so natürlich gewesen, wie zu atmen. Und daß sie oft ungnädig war und ihn mit ihren Launen quälte, es hatte ihm wohl manchmal recht weh gethan,

aber es war ihm eigentlich als etwas Selbstverständliches erschienen — man atmet ja auch die rauhe und scharfe Luft, wenn man gleich wünschte, sie wäre mild und weich. Es war ebenso gewiß nicht freundlich von ihr, daß sie sich, als sie ins Schloß gezogen war, wochenlang um ihn nicht gekümmert hatte; aber wie tapfer war sie dann wieder für ihn eingetreten an jenem Morgen in dem seidenen Zelt, als der Graf den lästigen Bittsteller ungnädig wegschicken wollte; und er wußte sehr gut, daß dann seine Berufung in das Schloß ihr Werk gewesen war. Auch sein Aufenthalt auf dem Schloß hatte in ihrem alten Verhältnis nichts wesentlich geändert; er fand es so in der Ordnung, daß alle Welt ihr huldigte, und sie war ja auch immer gut zu ihm gewesen, hatte ihn auf seine kleinen und großen Verstöße so freundlich und klug aufmerksam gemacht. Und wenn sie sich mit dem Baron Schönau auch länger und eifriger zu unterhalten pflegte, als ihm unbedingt nötig schien, war er selbst auf den Spaziergängen nicht stundenlang an der Seite der Komtesse gegangen und des Plauderns mit ihr nie müde geworden? Selbst an dem letzten Abend, als er sein Märchen erzählte, hatte er keine andere Empfindung gehabt, als früher, wenn er ihr einen Strauß Blumen, die er nicht ohne vieles Suchen und Wählen im Wald gepflückt, gebracht hatte, und nur der Umstand, daß er ihr den Strauß in Gegenwart von anderen Leuten überreichen mußte, hatte ihn im

Anfang ein wenig geniert. Daß der Strauß noch eine andere, tiefere Bedeutung habe, war ihm unbewußt geblieben, daß die anderen diese Bedeutung herausfinden könnten, daran hatte seine Seele nicht gedacht. Das war ihm erst bewußt geworden, daran hatte er erst gedacht, als Armand mit haßsprühenden Blicken vor ihn hingetreten war, Rechenschaft von ihm zu fordern wegen des unverschämten Märchens, unverschämt, nicht weil ein Ogrekönig und ein Ogreprinz darin vorkamen, sondern weil der junge Jägersmann die Fee zu lieben wagte, die der Ogreprinz liebte. Das war der Gegenstand ihres Streites gewesen; darum hatten sie einander beinahe erwürgt und totgeschlagen. Selbst in jenem Augenblicke war es ihm nicht völlig klar gewesen; jetzt wußte er's; wußte, daß er Isabel geliebt hatte, so lange er denken konnte, und lieben würde, so lange er lebte, und daß es besser für ihn gewesen wäre, die Waldhüter hätten ihn tot mit dem toten Vater aus dem Forst tragen müssen. Wenn sie auch den Ogreprinzen nicht heiratete, oder den blonden Baron — eines war sicher, des armen Jägersohnes Weib würde sie nie werden! nie!

Ein trauriges Erwachen aus der Nacht seiner Schmerzen; aber was sie geboren, es war nun einmal da und stand vor ihm mit schreckhafter Klarheit, als ob er zum Leben nur wieder erwacht wäre, um es zu sehen, zu verstehen, sie zu verstehen, sich selbst und sein Märchen. Ach, sie mußte ja sterben, die Fee,

wenn sie den jungen Jäger heiratete, und sie wollte nicht sterben; sie wollte fröhlich leben und lachen und scherzen und tanzen nicht im schattigen Walde, wie einst in den Tagen, die nie wiederkehren würden, sondern da draußen in der Welt, wo die Sonne so hell schien in hohe Prunkgemächer und über breite Terrassen mit farbenprächtigen Blumenkörben und weißen Marmorstatuen, und glatte Teiche, auf denen schwarze Schwäne und bunte Kähne schwammen, und weite Parkwiesen, auf denen Millionen von Blumen ihre zarten Häupter im Morgenwinde schaukelten. Da, und überall, wo es luftig und schön und glänzend war, und nichts sie erinnerte an das armselige Pfarrhaus und die schmutzige Dorfstraße und den dumpfen Wald und den armen Jungen, mit dem sie gespielt und getollt und den sie geküßt und ihren lieben Justus, ihren treuen Justus genannt hatte, und der sich nun um sie, die er auf immer verloren, zu Tode weinen mochte.

Und als der gute Pfarrer nach Hause kam, fand er die Stirn seines lieben Kranken wieder brennend heiß und das Kissen, auf dem die heiße Stirn lag, war naß, und der alte Arzt, nach dem am nächsten Morgen in aller Frühe geschickt war, sagte: Ich verstehe das nicht; es war alles in bester Ordnung und nun haben wir den schönsten Rückfall.

Drittes Kapitel.

Der Rückfall währte indessen nur wenige Tage, und jetzt drang Doktor Malthus selbst darauf, daß dem jungen Menschen die traurige Wirklichkeit der Dinge mitgeteilt werden müsse, die er offenbar mindestens bereits ahne. Der Jammer, dem er Luft machen könne, werde ihm nicht so schädlich sein, als der heimliche Gram.

Kein ärgster Sünder konnte je mit einem schwereren Herzen zu dem Pfarrer Szonsalla in die Beichte gegangen sein, als mit dem der gute Mann sich an Justus' Bett setzte, um das nun unvermeidlich Gewordene über sich ergehen zu lassen. Und er dankte aus inniger Seele Gott dem Schöpfer und Sankt Peter, seinem Schutzheiligen, ja sogar Muhme Anna, die ihm durch ihre höchst sündhafte und strafbare Plauderhaftigkeit die böse Aufgabe so leicht gemacht hatte. Er durfte das Schlimmste in wenigen Worten sagen, die ihm Justus noch dazu halb vom Munde nahm, weit gefaßter als er selbst, dem die

mitleidigen Thränen dabei stromweis über die Wangen liefen. Es handelte sich, was die Eltern betraf, wirklich nur noch um Einzelheiten, deren Mitteilung, wie schmerzlich sie auch dem Erzähler und Hörer sein mochten, doch nichts Peinliches mehr hatten. Im Gegenteil, dachte der Pfarrer, es müsse dem Sohne tröstlich sein zu vernehmen, welche allgemeine Teilnahme nicht nur im Dorfe selbst, sondern sogar in den umliegenden Ortschaften der tragische Tod der Eltern erweckt, und daß der Kirchhof bei dem gemeinschaftlichen Begräbnis die Zahl der von allen Seiten Herzugeströmten nicht habe fassen können. In das verlassene Elternhaus, wenn man die Baracke ein Haus nennen könne, sei bereits der Nachfolger eingezogen, der, bis dahin Junggesell, sich auf die neue Stelle hin verheiraten wolle; und er, der Pfarrer, habe in Justus' Sinne zu handeln geglaubt, wenn er dem Manne die eigentlichen Wirtschaftsgegenstände die Möbel und so weiter verkauft habe mit Ausnahme einiger weniger Stücke, von denen er gemeint, daß sie Justus als Andenken wert sein möchten.

Hier ließ sich nun die Frage, wie Justus sich seine Zukunft denke, nicht länger vermeiden. Der Pfarrer hielt es für seine Pflicht, sich den Anschein zu geben, als ob er nicht daran zweifle, daß Justus nach seiner Wiederherstellung in sein früheres Verhältnis zur gräflichen Familie zurückkehren werde. Wünscht man denn das? fragte Justus. — Der Pfarrer mußte zu-

geben, der Herr Graf habe freilich in den wiederholten Briefen, die er in Justus' Angelegenheit an ihn geschrieben, oder doch von seinem Sekretär habe schreiben lassen, diesem Wunsche keinen besonderen Ausdruck verliehen, aber doch gewiß nur deshalb nicht, weil er die Sache für etwas Selbstverständliches halte.

Auch wenn Justus' Sinne nicht durch die lange Krankheit so verfeinert gewesen wären, würde er herausgehört haben, daß der Pfarrer das alles gegen seine Überzeugung sprach. Von dem Gesicht selbst konnte er es ihm ablesen. Weshalb den guten Mann sich so unnötigerweise abmühen lassen?

Hochwürden, unterbrach er ihn, Ihnen und Ihnen allein will ich sagen, wie es sich in Wahrheit zwischen dem jungen Grafen und mir zugetragen hat. Er hat gelogen, wenn er die Sache so darstellt, als habe es sich nur um einen Streit wegen einer unbedeutenden Veranlassung gehandelt und eine gewöhnliche Rauferei. Das alles wäre schon schlimm genug; aber es liegt viel schlimmer.

Und nun erzählte Justus den wirklichen Vorgang, währenddessen der Pfarrer einmal über das andere die Hände zusammenschlug und vor sich hinmurmelte: so hat der Doktor doch recht gehabt! — Dann fuhr er fort:

Sie sehen, Hochwürden, ein Mensch, der nur noch einen Funken von Ehre im Leibe hat, kann nicht in

ein Haus zurückkehren, in welchem er so behandelt wurde. Zwischen Armand und mir ist von jetzt an eine Feindschaft auf Tod und Leben. Das scheint mir für den Herrn Grafen Grund genug, meine Rückkehr nicht zu wünschen. Aber es ist ganz gleich, ob er es wünscht, oder nicht: keine Macht der Welt würde mich wieder in das Schloß bringen. Ich muß noch mehr sagen, Hochwürden. Daß der Herr Graf die Kosten für das Begräbnis meiner Eltern bezahlt hat, ist mir höchst peinlich, ist aber leider nicht mehr zu ändern. Was die Ausgaben betrifft, die meine Krankheit verursacht hat, und die er ebenfalls, wie Sie sagen, tragen will, denke ich, lassen wir das. Der Herr Doktor wird mich nicht drängen, und Sie, Hochwürden, würden ja doch für Ihre Gutthat keinen Pfennig von dem Herrn Grafen nehmen.

Nein, mein Sohn, rief der Pfarrer, Justus' beide Hände ergreifend, bei unseres Herrn Wunden, das würde ich nicht.

Ich wußte es, sagte Justus, und also weiter: ich werde ebensowenig in alle Zukunft von dem Herrn Grafen einen Pfennig nehmen, und sollte ich an der Landstraße verhungern.

Das sollst Du nicht, das wirst Du nicht, so lange ich lebe, rief der Pfarrer, der noch immer die bleichen Hände des Jünglings in seinen Händen hielt. Seitdem sie sie mir genommen haben und sie mich gern verlassen hat, habe ich niemand auf der Welt, an

dem mein Herz hängt, als Dich, den ich immer wie einen Sohn liebte und der von Stund' an mein Sohn sein muß. Du weißt, lieber Sohn, zum Sammeln von Schätzen, welche der Rost und die Motten fressen, hat mir der Herrgott kein Talent mit auf die Welt gegeben; ich bin ein armer Teufel — Gott verzeih' mir die Sünde! — und dazu ein schlechter Haushalter. Aber wir werden uns schon durchschlagen, mein Sohn Justus, besonders, wenn Du mir hilfst! Und was Muhme Anna betrifft, die allerdings —

Der geistliche Herr räusperte sich, fuhr aber dann mutig fort:

Sie wird schon Vernunft annehmen, wenn sie sieht, daß es diesmal mein blutiger Ernst ist. Wozu soll ich ihr die Kasse lassen, wenn sie behauptet, daß niemals etwas darin ist? Ich war von jeher nicht stark in der Mathematik, wie Du am besten weißt; aber die Rechnung kann ich selbst machen. Und dann wird schon genug übrig bleiben für Deine Pension in T., wo ja, Gott sei Dank, noch andere Leute wohnen, die ehrlicher sind, als der schändliche Löb, vor dem ich Deinen seligen Vater immer gewarnt habe. Ich sagte zu ihm: lieber Arnold, der Löb —

Der gute Mann sprach so fort und kam vom Hundertsten aufs Tausendste, um Justus keine Zeit zu lassen, die Einwände, welche er doch möglicherweise gegen das großherzige Projekt erheben könnte, in Worte zu bringen. Aber Justus lag mit halbgeschlossenen

Augen still da, bis er den sehr gegen seine Gewohnheit Redseligen mit der Frage unterbrach:

Hat Isabel nichts von sich hören lassen?

Der Pfarrer erschrak. Es war das erste Mal, daß Justus ihren Namen nannte; denn selbst vorhin, als er die Geschichte seines Streites mit Armand erzählte, hatte er ihrer mit keinem Worte Erwähnung gethan. Das war ihm schmerzlich aufgefallen; er war von früher gewohnt, daß Isabel Justus' drittes Wort war. Entschieden stand es zwischen ihnen nicht, wie es sollte; und that es das nicht, so brauchte er nur an sein eigenes Herz zu greifen, um zu wissen, wie schmerzlich es für Justus sein mußte. Und nun sollte er ihm das sonderbare Wort der Kleinen mitteilen, über das er und der Doktor sich den Kopf zerbrochen, und — Herr Gott, da war ja auch noch ihr Brief an Justus, der bereits vor fünf Tagen gekommen war, und den er in dem Schrecken über den Wiederausbruch der Krankheit des armen Jungen ganz vergessen hatte! Was mochte der enthalten? Wenn es etwas war, was einen abermaligen Rückfall heraufbeschwor, der dann wohl gar einen tödlichen Ausgang nahm?

Er saß in peinlichster Verlegenheit da, sich mit dem Baumwollfetzen, den er sein Taschentuch nannte, die Stirn betupfend, auf der der Schweiß zu perlen begann.

Geben Sie mir ihren Brief, Hochwürden, sagte Justus. Ich verspreche Ihnen, daß ich nicht wieder krank werde.

Der Pfarrer starrte ihn an und hatte bereits die Hand erhoben, sich zu bekreuzen. Das war ja die offenbare Hellseherei! das ging nicht mit rechten Dingen zu! Aber freilich, ein Bündnis des Teufels mit dem guten Jungen, wenn er auch nicht zur allerheiligsten Kirche gehörte, — Unsinn! So viel war klar: der Brief mußte herbei.

Ohne ein Wort zu sagen, ging er aus dem Zimmer, kam nach einigen Minuten zurück, legte den Brief vor Justus auf die Bettdecke und verließ abermals das Zimmer, wieder ohne ein Wort zu sagen.

Viertes Kapitel.

Es war der erste eigentliche Brief, den er je von ihr erhalten. Er starrte auf die Adresse, als wäre es die Schrift über der Thür zu einem geheimnisvollen Tempel in einer ihm unverständlichen Sprache mit für ihn unlesbaren Lettern; und stand doch nichts da als sein Name und die Adresse in ihrer eigentümlich kräftigen, ihm so wohlbekannten Hand. Was barg das Heiligtum? Leben, oder Tod? Seligkeit, oder Verdammnis? Was enthielt der Brief? Würde er, wenn er ihn gelesen, ihr mit süßen Wonnethränen alles, alles abbitten? würde er in Bitternis sprechen: ich habe recht gehabt? Der Jüngling von Sais fiel ihm ein. „Ich will Wahrheit schauen," sagte er laut und erbrach den Brief.

Der Brief lautete:

„Wie geht es jetzt meinem lieben Sonntagskind? Onkel (warum hast Du eigentlich den in Deinem Märchen nicht angebracht? oder soll er der fromme alte Eremit sein? aus dem zweiten Schluß, weißt

Du!) schreibt mir, die böse Hexe Uraka habe es arg zerzaust und sogar seine schönen braunen Haare halb ausgerissen, daß es möglicherweise noch ganz kahl würde. Das thut mir leid. Kahle Köpfe sind so häßlich. Nun, ich will, wenn ich des Abends mein Haar flechte — eine gräßliche Arbeit, nebenbei! — fleißig an mein armes kahles Sonntagskind denken. Da wird ihm wohl bald wieder sein hübscher brauner Schopf wachsen.

Weißt Du, Justus, das ist eigentlich eine recht dumme Geschichte, die Du da mit Armand gehabt hast. Man kann euch Jungen doch keinen Augenblick allein lassen! Und dabei behauptet er, er habe Dich gereitpeitscht! Ich habe ihm ins Gesicht gesagt: das ist gelogen. Hätten Sie ihm einen Schlag mit der Reitpeitsche gegeben, er hätte Sie erwürgt. Und nicht wahr, Justus, das hättest Du gethan? Weiter habe ich ihm gesagt: Seien Sie froh, daß Justus reinen Mund hält und nicht sagt, wie der dürre Baumast, an dem er sich gestoßen haben soll, wirklich ausgesehen hat. — Apropos! Deiner Fee könntest Du es eigentlich sagen: es ist ganz gut, wenn man gegen Ogreprinzen eine Waffe in der Hand hat; sie werden manchmal unverschämt.

Glücklicherweise kommt er in vier Wochen aus dem Hause, in eine Fähnrichspresse. Es ging auch nicht länger so: der alte Graf (wenn der wüßte, daß ich ihn alt nenne!) und er stehen sich gar zu schlecht.

Dadurch wird dann auch der liebenswürdige Herr Doktor Müller überflüssig. Er hat hier ein paarmal gepredigt für einen erkrankten Pfarrer, dessen Stelle ihm zugesichert ist, braucht also den Grafen nicht mehr, was er dadurch an den Tag legt, daß er über die Witze desselben kaum noch lächelt (Du erinnerst Dich: er verzog sonst jedesmal seinen greulichen Mund von einem Ohr bis zum anderen), und seine häßlichen Füße noch weiter auswärts setzt. Mademoiselle Adelaide schwimmt in gelben Locken und Seligkeit, die ich ihr arg trüben könnte, wenn ich ihr erzählte, daß ihr zukünftiger Herr und Gebieter neulich vor mir auf den Knien gelegen hat, freilich nur, um zu erklären, daß er jetzt seine sündige Liebe mit Gottes Hilfe besiegen zu können hoffe. Ich hoffe es auch. Ist es nicht spaßhaft, daß die Frau Gräfin, die früher ohne ihre Mademoiselle Adelaide nicht leben zu können erklärte, jetzt die Zeit nicht erwarten kann, bis sie aus dem Hause ist? Übrigens geht es ihr nicht gut, das heißt: es fehlt ihr natürlich gar nichts; aber sie liegt zu Bette, behauptet, nicht die Kraft zu haben, sich aufzurichten, den Tag sehen, essen und trinken zu können, enfin, ist verrückt, und ich habe meine liebe Not mit ihr, da sie niemand um sich dulden will als mich. Nun ist Krankenwarten gerade nicht meine Leidenschaft, aber was soll ich thun? Und dann ist es doch auch ganz hübsch, wenn die stolze Frau Gräfin sich von mir armen Aschenbrödel so kommandieren

läßt. Die Ärzte wollen sie sobald als möglich an die Riviera haben. Wir gehen natürlich alle mit. Vorläufig will sie nicht, und ich weiß nicht recht, ob ich abraten oder zureden soll. Ich denke mir das sehr schön an der Riviera mit den vielen Rosen und Veilchen im Januar und den blühenden Orangenbäumen und dem blauen Meer; aber hier in Berlin ist es auch sehr hübsch.

Du glaubst nicht, Sonntagskind, wie hübsch es ist. Die große Stadt mit den prächtigen Läden, in deren Schaufenstern die schönsten Sachen hängen, und den vielen Menschen auf der Straße, die es alle so eilig haben — das ist so amüsant. Und die Theater! Was man da zu sehen und zu hören bekommt! Ich war im Anfang ganz aufgeregt, wenn ich es mir auch nicht merken ließ; jetzt bin ich schon daran gewöhnt, und sie sagen, ich urteile immer richtig, ob die Leute gut, oder schlecht spielen. Manchmal frage ich mich, wie ich mich wohl ausnehmen würde, wenn ich da auf der Bühne stände — Du weißt, das ist so eine alte Idee von mir — und wer weiß, wenn ich mich einmal sehr langweile — aber freilich, daran ist jetzt nicht zu denken. — Ich langweile mich gar nicht — im Gegenteil! es kommen so viele Menschen ins Haus — vornehme Damen, die zur Frau Gräfin wollen, und die sie empfängt, wenn ich will, und die mich mit den größten Komplimenten überschütten, natürlich nur, weil sie merken, daß die Frau Gräfin es gern

hört. Überhaupt, Sonntagskind, Du glaubst gar nicht, was für ein Wesen die Menschen hier aus der kleinen armen Fee machen, besonders die Herren, die oft geradezu lächerlich sind. Die Offiziere gefallen mir am besten; ich meine, eigentlich sollten alle Herren in Uniform gehen, so ein Frackanzug sieht doch kläglich neben einer schönen Uniform aus. Selbst Baron Schönau, der doch gewiß ein hübscher Mann ist, ist in Uniform noch einmal so hübsch. Er ist hier als Reserveoffizier zur Dienstleistung kommandiert — zweites Garderegiment. Anfangs machte es mir Mühe, die verschiedenen Waffengattungen (Du weißt natürlich, was das ist, ich wußte es nicht) und die vielen Regimenter und die Abzeichen der Offiziere voneinander zu unterscheiden. Jetzt sehe ich es meistens schon auf den ersten Blick. Nur ob sie Sekond oder Premier, oder Hauptmann sind, setzt mich noch manchmal in Verlegenheit. Denn, um das zu wissen, muß man ihnen auf die Achselklappen sehen können, und da sie meistens sehr groß sind — fast alle so groß wie der Graf — und Feen bekanntlich nie sehr groß werden — hat das seine Schwierigkeit. Ich verdanke meine Kenntnis hauptsächlich einem eisgrauen General, der sehr oft ins Haus kommt und mich „anbetet", wie er sagt. Er ist ein unglaublich drolliger alter Herr, und ich habe tausend Spaß mit ihm.

Weißt Du übrigens, Sonntagskind, daß Du auch angebetet wirst? Du rätst es doch nicht, von wem,

und so will ich es Dir nur gleich sagen: von Sibylle. Ich glaube, Du hast es ihr mit Deinem Märchen angethan, von dem sie fortwährend spricht (und träumt, bin ich überzeugt), obgleich sie doch gar nicht darin vorkommt. Oder sollte sie die Fee sein? Das wäre dann freilich für mich eine illusion perdue. Miß Brown sagt, das Buch — von Balzac, ich fand es in ihrer eigenen kleinen Bibliothek und las es des Nachts im Bett — am Tage kommt man hier gar nicht zum lesen — also: das Buch wäre nichts für mich. Ich weiß nicht, warum: in den Zeitungen stehen noch viel sonderbarere Dinge, und was man in den Theatern zu hören und zu sehen bekommt — aber sie ist doch das beste Geschöpf von der Welt, die mich unendlich liebt und mir ihre ganze Lebensgeschichte erzählt hat — ich begriff zuerst nicht recht: warum? jetzt begreife ich es wohl. Aber damit will ich Dich nicht behelligen, Sonntagskind; Du würdest es doch nicht verstehen. Ganz im Vertrauen will ich Dir mitteilen, daß sie mit unserem Doktor verlobt ist, der aber nicht mehr lange unser Doktor bleiben wird, da er eine sehr gute Stelle an einem großen Krankenhause hier bekommen hat. Zum Herbst, wo er seine Stelle antritt, wollen sie heiraten. Bis dahin muß alles ganz geheim bleiben, weil er sonst mit uns nicht an die Riviera dürfte, was sehr schade wäre, denn Du glaubst nicht, was einem so ein geheimes Liebespaar für Spaß macht.

Sonntagskind! ich habe gestern mit dem Herrn Grafen ausführlich über Dich gesprochen. Er wußte, daß ich heute an Dich schreiben wolle, und hat wohl gemeint, daß Du von mir am besten alles Nötige erführest. Ich sagte Dir schon: er ist sehr bös auf Armand, und — wenn er es auch nicht offen ausspricht, — überzeugt, daß er in eurem Streit eine miserable Rolle gespielt hat. Überdies kommt Armand ja jetzt aus dem Haus, und so würde er Dir nicht mehr im Wege stehen. Aber gerade weil Armand nicht mehr hier ist, „fällt der Grund fort, weshalb ich Justus damals zu uns nahm" (Worte des Grafen). Er meint dann weiter, es würde Dir selbst angenehmer sein, und Du könntest auch besser arbeiten, wenn Du nicht bei uns im Hause in all dem Trubel lebtest, sondern in einer stillen Pension — etwa in Breslau, wohin er selbst öfter komme, und wo er viele Verbindungen habe und sich leicht eine gute Pension für Dich ausfindig machen ließe. Er werde es Dir an nichts fehlen lassen, und nannte auch die Summe, die er Dir jährlich geben wolle. Ich weiß nicht mehr, wie viel es war; aber es schien mir recht bedeutend. Wir schieden als die besten Freunde, und er küßte mir die Hand, was er jetzt immer thut, Notabene, wenn keiner sonst zugegen ist. Ich weiß nicht, was er sich dabei denkt. Mir kommt es sehr drollig vor.

Was ich sagen wollte: ich finde das alles recht vernünftig. Freilich, wie ich Dich kenne, wirst Du

nichts mehr von dem Grafen nehmen wollen, und der Onkel wird Dich darin womöglich bestärken. Aber der Onkel kennt die Welt nicht mehr als ein neugeborenes Kind, und mit Dir steht es in dieser Hinsicht nicht viel besser. Mein Rat ist also, Du schreibst, sobald Du so weit bist, einen Brief an den Herrn Grafen, in welchem Du ihm für seine Güte vorläufig dankst und ihn bittest, Dir, oder dem Onkel das Genauere über seine Absichten mitzuteilen, vielleicht wieder durch mich, schon deshalb, weil ich die Sache gern in meiner Hand behalten möchte.

Und nun, Sonntagskind, fangen meine Augen an zu brennen (denn es ist Nacht, während ich dies schreibe) und meine kleinen Hände müde zu werden, und ich muß aufhören, wenn ich nicht wie Maiennacht in ein Silberwölkchen zerfließen soll. Grüße den Onkel und schreibe bald an

Deine Isabel.

P. S. Da gerade kein Falk an meinem Turmfenster vorüberfliegt, muß ich diesen Brief leider der Post anvertrauen.

Maiennacht."

Während Justus noch las, war Marthe Anders still in das Zimmer getreten und hatte sich an das Fenster gesetzt, an dem ein heulender Sturm die Schneeflocken in dichten Massen vorüberwirbelte.

Justus ließ das letzte Blatt aus der Hand auf die Bettdecke zu den anderen gleiten. Ich habe recht gehabt! murmelte er.

Ein unsagbares, aus Bitterkeit und Wehmut gemischtes Gefühl überkam ihn. Das war der Dank für all seine Liebe, daß sie ihn kaltblütig von sich verbannte auf Jahre, aus denen eine Ewigkeit werden mochte! Und so wenig kannte sie ihn, daß sie glaubte, er werde sich die Schmach, wie ein Hund aus dem Schlosse gejagt zu sein, mit Geld abkaufen lassen! Oder glaubte sie es auch nicht und that nur so, als ob sie es glaube, um, wenn er nun ins Elend geriet, sagen zu dürfen: Du hast ja nicht auf mich hören wollen; der Herr Graf, von dem ich mir die Hände küssen lasse, und ich, wir haben es ja so gut mit dir gemeint! — Das war ihr Dank!

Sein Blick fiel auf das Mädchen am Fenster, das er ganz vergessen hatte. Sie sah eben zu dem Schneehimmel auf, der ihr das bischen Licht zu ihrer Arbeit vollends rauben wollte. Seit Wochen stahl sie sich Tag für Tag diese Stunden von ihrem mühseligen Tagewerk für ihn ab. Eine kleinste Gunstbezeigung von der anderen hatte ihn auf wer weiß wie lange selig gemacht; dieser hatte er für die Opfer, die sie ihm brachte, kaum gedankt. Ach, und wie recht, wie recht hatte sie gehabt, als sie an jenem Morgen im Walde zu ihm sagte: Geh nicht aufs Schloß!

Marthe! sagte er.

Sie wandte ihm das Gesicht zu. Es war nicht zauberhaft schön, wie das der anderen, und ihre Augen glänzten nicht, und ihr dunkles krauses Haar

das der Sturm zerzaust hatte, starrte ihr wirr um die niedrige Stirn.

Was kann ich thun? fragte sie.

Mir einen großen Gefallen, erwiderte er. Die Nächte werden so lang, und ich habe gar nichts mehr zu lesen. Unter meinen Büchern auf dem Schlosse ist ein Roman von Scott: Quentin Durward heißt er. Den hätte ich so gern. Du würdest ihn leicht mit dem Kastellan finden.

Sie war sofort aufgestanden und knüpfte sich jetzt das nasse Kopftuch um, das sie vorhin neben sich auf das Fensterbrett gelegt. In diesem Augenblicke kam ein Windstoß, der das Haus erschütterte. Die Schneeflocken flogen so dicht, daß die dem Fenster gegenüberliegende Kirche hinter dem weißgrauen Schleier verschwand.

Ich komme bei dem Schnee nicht mehr durch den Wald, sagte sie, mit der Hand bereits auf dem Thürgriff, und Du weißt: auf der Chaussee ist es noch einmal so weit. Es wird wohl Nacht werden, bis ich wieder hier bin. Adieu so lange!

Marthe!

Sie blickte ihn fragend an.

Marthe, wie kannst Du denken, daß ich Dich bei solchem Wetter nach dem Schlosse jagen werde um eines dummen Buches willen! Es war etwas anderes: Dein Vater möchte mich gern einmal besuchen, und ich freue mich sehr darauf. Wenn Du ihm sag-

test, daß er jetzt kommen darf, am liebsten noch heute abend.

Er ist zu Hause, sagte Marthe; es ist in der Fabrik etwas entzwei. Soll ich ihn holen?

Wenn Du so gut sein wolltest!

Aber Du darfst nicht so viel sprechen.

Ich will auch nicht viel mit Deinem Vater sprechen. Ich will ihm nur sagen, daß ich einen neuen Schluß zu meinem Märchen gefunden habe, den ich ihm verdanke.

Justus hatte in seiner Krankheit so viel von einem Märchen phantasiert. Sollte er wieder irre reden? Aber seine Augen blickten, wenn auch traurig, doch völlig klar, und seine leise Stimme war ganz ruhig.

Ich will ihn holen gehen, sagte Marthe.

Fünftes Kapitel.

Was wollte denn Justus von Dir? fragte Marthe ihren Vater, als er, der ihr sonst alles mitteilte, nach ein paar Tagen noch immer schwieg.

Ach, es ist dummes Zeug, erwiderte der Alte verdrießlich.

Ich dachte es mir. Ich glaube, es ist in seinem Kopfe noch immer nicht ganz richtig. Er spricht manchmal so sonderbare Sachen.

Ja, ja, sagte der Alte; sonderbar war's; aber dumm — nein, eigentlich dumm ist es nicht. Er will das Studieren aufgeben und Arbeiter werden, wie wir.

Dann ist es doch dumm, sagte Marthe; das kann er gar nicht. Und wenn er es könnte — er ist zu was besserem auf der Welt.

Das bist Du auch, mein Kind.

Und Du, Vater. Aber Du bist verheiratet und hast vier Kinder und hast die Arme nicht frei. Und ich auch nicht, sonst ginge ich in die Stadt und würde Krankenpflegerin.

Du kannst ja jeden Tag heiraten. Der Stanik Stolarzeck will Dich.

Aber ich will den Stanik nicht; sagte Marthe, die schweren Brauen zusammenziehend. Ich will überhaupt nicht heiraten und mich von meinem Mann prügeln lassen, wie Suska. Warum will Justus Arbeiter werden? Wenn seine Eltern nun auch tot sind und er von den schlechten Menschen da im Schlosse nichts nehmen will — was ich auch nicht thäte — da ist doch noch immer der Herr Pfarrer. Noch gestern hat er zu mir gesagt: ich werde Justus nie verlassen.

Der Alte schob sich die Mütze so weit aus dem Gesicht, daß er sich die Stirn nachdenklich reiben konnte, zog sie wieder herab und sagte:

Das weiß Justus so gut wie wir; aber wie lange kann denn der Pfarrer noch leben? Ich habe ihn mir darauf angesehen: kein Jahr mehr und vielleicht nicht einmal so lange, wenn er's so weiter treibt. Und bleibt er länger am Leben, und sie lassen ihn von Breslau aus ungehudelt — er hat selber nichts, der arme Mann, und um jeden Groschen, den er Justus geben wollte, müßte er mit Muhme Anna auf Tod und Leben kämpfen. Das hat sich Justus alles überlegt, und sobald er so weit ist, will er zum Direktor gehen und ihn um Arbeit bitten.

Und es ist doch dumm, sagte Marthe. Was will er in unserer Fabrik, wo jeder andere in seinem Alter mehr leisten kann, als er? Warum will er

nicht wenigstens in dem technischen Bureau unterzukommen suchen? oder in dem Schreiberbureau bei dem Oberdirektor? Der verschafft ihm gewiß eine Stelle, wenn er ihn darum bittet.

Das war und ist auch meine Meinung, sagte der Alte; aber er bleibt dabei.

Ich werde einmal mit ihm sprechen, sagte Marthe.

Es wird Dir nichts helfen. Und wenn er gerade in unsere Fabrik will, ich glaube, ich habe ihm das in den Kopf gesetzt, als er mir im Walde sein Märchen erzählte von dem Ogre, der den Wald auffrißt, und ich ihm sagte: der Ogre solle nur fressen. Je mehr er fräße, desto mehr Papier könnten wir machen, und je mehr Papier wir machten, desto mehr Bücher und Zeitungen würden gedruckt, und je mehr Bücher und Zeitungen gedruckt würden, desto klüger würden die Menschen, und je klüger die Menschen würden, desto weniger Raum hätten die Ogres, bis sie ganz heraus aus der Welt müßten, die dann eine glückliche Welt sein würde. Du weißt, Marthe, das ist mein Glaube und meine Überzeugung, und ich thue deshalb mein Tagewerk, ohne zu murren, so hart es auch manchmal ist, und denke mir immer dabei: ich thu's den armen Menschen zuliebe und den reichen Ogres zuleide und mehr und Besseres kann man nicht thun. Ja, keiner sollte etwas anderes thun und zu einem anderen Zwecke, jeder nach seinen Kräften, ob er nun an der Maschine steht oder im Bureau rech-

net. Wenn aber Justus lieber an der Maschine stehen oder noch niederere und schwerere Arbeit thun will, als im Bureau warm und trocken sitzen, so hat es damit noch seine besondere Bewandtnis. Er sagt, daß er im Schlosse so lange von dem Tische des Ogre gegessen habe, während er doch recht gut gewußt hätte, wie viele arme Menschen hungern müßten, damit auf dem Ogretische das Brot nicht fehle und der Wein nicht ausgehe; das sei eine große Sünde, die er erst abbüßen müsse, bevor er wieder einem ehrlichen Menschen in die Augen sehen könne.

Ja, Ehre hat er im Leibe, er! sagte Marthe mit Nachdruck.

Nicht wahr? rief der Alte erfreut. Und wenn es so kommt, wie er es sich denkt, und er, als Arbeiter, nicht mehr bei dem Herrn Pfarrer wohnen kann, ohne daß es ein Gerede giebt — in der Giebelkammer, die doch, seit Suska aus dem Hause ist, leer steht, könnte er ganz gut wohnen. Meinst Du nicht?

Marthe antwortete nicht gleich; sie hatte sich über das Feuer des Herdes gebeugt und rührte in einem Topfe, aber nur, um die Röte zu verbergen, die ihr in die Wangen geschossen war. Justus bei ihnen im Hause! Justus mitten in dem Wirrwarr der elenden Wirtschaft! Justus zugegen, wenn sich Christoph und Boleslaw schreiend prügelten, oder schlimmer: die Stiefmutter sich einen Rausch getrunken hatte! Justus, der ihr so hoch stand! um dessen willen

sie aus dem Schmutz des Dorfes in die Stadt strebte, damit auch er nicht niedrig von ihr denke und sie nicht allzutief zu stehen kam, wenn er sie mit seiner Isabel verglich!

Gefällt Dir der Gedanke nicht? fragte der Vater, über ihr Schweigen verwundert.

Ja und nein, erwiderte Marthe kurz, den Topf vom Feuer nehmend und den Inhalt in die Schüssel schüttend, die sie in die Stube trug.

Sie behielt Zeit, reiflicher zu überlegen, ob sie sich, wenn der vorausgesehene Fall eintrete, für Ja oder Nein entscheiden solle. Justus' Genesung ging nur langsam von statten, wofür der alte Arzt dem wüsten Wetter die Schuld beimaß, das seinen Patienten verhinderte, ausreichend an die frische Luft zu kommen, ja, ihn auf halbe Wochen lang wieder an das Haus und in das Zimmer bannte. Denn inzwischen war ein selbst für diese Gegend harter Winter eingetreten: Schneestürme brausten durch das Land, Weg und Steg verschüttend, die Chausseen und die Eisenbahnen selbst auf Tage unpassierbar machend. Es war eine harte Zeit, außer für die Jungen, die sich Höhlen in die weißen Wälle gruben, mit denen die niedrigen Häuser umgürtet waren, und auf den zugefrorenen Lachen der Dorfstraße auf Topfscherben, die sie sich an die Füße gebunden hatten, Schlittschuh liefen.

Justus konnte, an seinem Fenster stehend, von dem man, vorüber an der Kirche, weit in die Dorfstraße

hineinsah, dem Spiel der Jungen stundenlang zuschauen. Wie lange war es her, daß er auch ein Junge gewesen und mit Isabel, die ihn zu besuchen gekommen war, vor des Vaters Hause im Walde einen Schneemann gebaut hatte? Es kam ihm wie eine Ewigkeit vor; die Ereignisse der letzten Zeit und jetzt seine Krankheit hatten das Heute von dem Einst durch eine, wie ihm schien, unermeßliche Kluft getrennt. Man hatte ihm mit seinen übrigen Sachen auch die Bücher gebracht, die er im Schlosse zurückgelassen, und er hatte zu arbeiten versucht. Was ihm früher so viel Freude gemacht — es wollte ihm kein Interesse mehr abgewinnen. Ob er noch ein paar lateinische oder griechische Wörter mehr lernte, ob er eine Stelle im Horaz, die selbst dem Doktor Müller Kopfzerbrechen bereitet hatte, mit Leichtigkeit konstruieren konnte — was lag daran? Und seine Poesie, die er ehemals so hoch und heilig gehalten, wie schal und nichtig erschien sie ihm jetzt? Ja, schlimmer: als ein Frevel, ein schnöder Diebstahl an der Zeit, die der Herrgott dem Menschen zu besseren Dingen gegeben. Sein großes Trauerspiel, das schon bis zu dem vierten Akt gediehen war, seine Gedichte, die bereits ein dickes Heft füllten, — er hatte sie in das Feuer des Ofens geworfen. Sein Märchen würde denselben Weg gewandert sein; aber er hatte es nie aufgeschrieben und aus der Erinnerung konnte er es nicht reißen.

So wenig wie ihr Bild. Es umschwebte ihn, wo

er ging und stand. Wenn er einschlief, war es das letzte, was er sah; wenn er erwachte, war es wieder da — das Bild der Treulosen, der Verräterin, für die er — er wußte es jetzt — alle diese letzten Jahre einzig und allein gelebt hatte und die, obgleich er sie jetzt zu hassen versuchte, sein Denken und Fühlen und seine Entschließungen beherrschte, gerade wie vormals. Wenigstens hatte er die dumpfe Empfindung, daß an seinem Entschluß, Arbeiter werden zu wollen, der Trotz gegen sie ein gemessenes Teil hatte. Sie wollte seine Sache „in der Hand behalten!" Er wollte ihr zeigen, wie er seine Sache ansah, sie ihr aus der kleinen Hand winden, in der sie nur schon zu lange gelegen, und in die eigene nehmen.

An einem Tage, der etwas weniger unhold war, als die anderen, machte er sich auf den Weg zu dem Direktor der Fabrik. Es war ein Mann in bereits vorgerückten Jahren, dem seine Kränklichkeit um so größere Sorge bereitete, als er eine große Familie zu erhalten hatte, und der, weil er bei dem Grafen und auch bei dem Oberdirektor nicht besonders hoch angeschrieben stand, immer in der Furcht lebte, seine Stelle zu verlieren. Justus kannte ihn flüchtig von früher her, da der Komplex von Häusern, in welchem die Fabrikbeamten wohnten, nicht weit von seinem elterlichen Hause, zwischen diesem und der Fabrik am Rande des Waldes lag.

Er fand den kränklichen Herrn in besonders übler

Laune. Der Oberdirektor war am Morgen dagewesen und es hatte zwischen ihm und Herrn Wendelin eine heftige Scene stattgefunden, von der Justus, der im Vorzimmer wartete, sogar noch die letzten Worte gehört hatte.

So ließ ihn Herr Wendelin, als er dann vorgelassen wurde, sehr unfreundlich an. Eben erst habe der Herr Oberdirektor dekretiert, daß bei den schlechten Zeiten so und so viele Leute entlassen werden müßten, und wenn er — Justus — der, so viel ihm bekannt, aus dem gräflichen Schlosse auf eine für ihn wenig erfreuliche Weise ausgewiesen sei, in einer Fabrik des Herrn Grafen Arbeit suche, so komme ihm das doch mehr als sonderbar vor. Übrigens gehe ihn die Sache gar nichts an; Justus möge sich an den Herrn Inspektor wenden.

Damit war Justus entlassen. Der Herr Inspektor war in der Fabrik. Justus begab sich nun dahin und gelangte nach vielem Hin- und Herfragen endlich auch glücklich zu Herrn Fabian, dem er seine Angelegenheit vortrug. Herr Fabian kraute sich hinter dem Ohr und meinte, das sei eine kuriose Sache. Als ein guter Bekannter seines verstorbenen Vaters wolle er Justus gern behilflich sein; aber ob er denn nichts Besseres in der Welt anzufangen wisse? Mit seinen sechzehn — im Frühjahr siebzehn? — also siebzehn Jahren, auch wenn er wieder bei vollen Kräften sei, könne er ihn höchstens in einem der Packräume bei einer Arbeit

verwenden, die ganz ungebildete Menschen ebenso gut und, weil mit derselben längst vertraut, besser leisteten. Dabei sei der Lohn, wie er selbst sagen müsse, jammervoll. Justus solle sich doch die Sache noch einmal überlegen.

Justus sagte, er habe alles schon oft überlegt mit sich allein und mit Anders.

Ach was, sagte der Inspektor, Anders ist ein guter Arbeiter, sogar mein bester, aber ein hirnverbrannter Kopf; auf den sollten Sie nun schon gar nicht hören. Wenn Sie indessen durchaus wollen und sagen, daß Sie schlechterdings keine anderen Aussichten und Mittel haben, nun — ich bin auch von Haus aus nichts anderes als ein gemeiner Arbeiter gewesen, und wenn man fleißig und nicht auf den Kopf gefallen ist, kann man es auch als Arbeiter zu etwas bringen. Ich werde Sie also notieren und, wenn die Zeit kommt, an Sie denken. Ich sage Ihnen aber schon jetzt: vor dem Frühjahr ist so gut wie keine Aussicht.

Das letztere schien Justus, der in seinem großen Eifer am liebsten an demselben Tage mit der Arbeit begonnen hätte, besonders hart. Aber als er von der Unterredung mit dem kurz angebundenen Mann, dem doch das Wohlwollen aus den hellen blauen Augen geblickt hatte, nach dem Pfarrhaus zurückkehrte, mußte er sich sagen, daß er vorläufig auch einer leichten Arbeit wohl kaum gewachsen sei. Der erste lange Weg, den er heute gemacht, hatte ihn sehr angegriffen, von den

Gesprächen mit den beiden Herren fühlte er sich fieberhaft aufgeregt. Ja, als er endlich nicht ohne Mühe wieder auf sein Zimmer gelangt war, schüttelte ihn ein richtiger Fieberfrost, und er war wieder für ein paar Tage an das Bett gefesselt.

Doch das ging vorüber, und er fand endlich die Kraft, an Isabel zu schreiben. Sein Brief war eben so kurz, wie der ihre lang gewesen war: er danke ihr für ihre Bemühungen in seinem Interesse, aber er könne von den Anerbietungen des Herrn Grafen in keiner Weise Gebrauch machen. Im übrigen wünsche er ihr viel weiteres Vergnügen in Berlin und an der Riviera, wenn sie noch dahin gehen sollte. Er bitte Miß Brown und vor allem Komtesse Sibylle viele Male von ihm zu grüßen. — Von seinem Plane schrieb er nichts.

Isabel antwortete nach Verlauf einer Woche.

„Lieber Justus! Ich muß Dir sagen, daß Du sehr unverständig bist. Das ist auch die Meinung des Herrn Grafen. Ob er Dir, was er Dir bietet, gern giebt, oder nicht, kann Dir ganz gleichgültig sein. Er hat es Dir einmal, als Du damals zu uns kamst, versprochen und muß sein Wort halten, schon deshalb, weil er es sonst mit mir gründlich verderben würde. Was willst Du denn nun eigentlich beginnen? Es scheint, Du verläßt Dich auf den Onkel. Als ob auf den jemals Verlaß gewesen wäre! Ich denke, Du besinnst Dich. Vielmehr: ich befehle Dir, daß Du an

den Herrn Grafen schreibst, wie ich Dir neulich gesagt habe. Ich wiederhole: alles andere überlaß mir; ich weiß hundertmal besser, was Dir gut ist als Du selbst.

Weiter schreibe ich Dir heute nichts, aus Strafe dafür, daß Du auf die tausend Dinge, über die ich in meinem Briefe an Dich geplaudert habe, mit keiner Silbe eingegangen bist.

Nur noch eines, auf die Gefahr, daß es Deine bekannte Eitelkeit — Dein schlimmster Fehler, Justus! — noch erhöht: Sibylle hat Dein Märchen aus dem Gedächtnis aufgeschrieben und Miß Brown und mir vorgelesen. Wir fanden beide, daß kaum ein Wort fehlt, oder anders ist. Nur hat sie den zweiten Schluß genommen. Sie läßt Hubert nicht sterben, sondern Eremit werden. Sie meint, seine Liebe für Maiennacht sei wohl begreiflich, aber doch eigentlich eine Sünde gewesen, die er abbüßen müsse! Eine Sünde, wenn ein junger Jägersmann eine wunderschöne Fee liebt! Die frommen Leute sind eben wunderlich." —

Hatte ihn ihr erster Brief tief geschmerzt, so erfüllte ihn dieser zweite mit hellem Zorn. Sie hatte ihn so oft gescholten, ohne daß er es ihr übel genommen, und würde es ebenso vielleicht noch heute gedurft haben, hätte sie für sich allein gesprochen. Aber dies: „das ist auch die Meinung des Herrn Grafen" brachte ihn außer sich. Es stand vor seinen Augen, wie der Herr Graf diese seine identische Meinung mit einem Kusse auf ihre kleine Hand bestätigte. Und ihm

fiel ein, mit welchem Gefühl, wenn nicht von Ehrfurcht, so doch von Scheu, er immer zu dem stattlichen Herrn mit den buschigen Brauen und dem ergrauenden Vollbart aufgeblickt hatte; und der unermeßliche Abstand, der ihn, den armen Jungen, den ein Beamter des Grafen so wegwerfend behandelt, von Isabel trennte, „mit der der Herr Graf es nicht verderben dürfe," lag vor ihm da wie eine Öde, durch die kein Weg führte, jemals führen würde. Ja, sie war seine Fee gewesen, aber nicht die herzige Fee des deutschen Waldes, die für ein geliebtes Menschenkind, wenn es sein muß, sterben kann, sondern die Fata Morgana der schattenlosen arabischen Wüste, die den lechzenden Wanderer nur anlockt, um ihn desto sicherer im heißen Sande verschmachten zu lassen.

Selbst was sie ihm von Sibylle geschrieben, wollte ihm keinen Trost bringen. Auch sie, wie gnädig sie sich ihm bezeigt, gehörte zu dem Ogrestamm, dem Erbfeind des armen Mannes, mit dem er in den Kampf ziehen wollte auf Tod und Leben. Das schwur er sich bei des Menschen Sohn, der da auf dem groben Holzschnitt an der Wand unter der Last des Kreuzes zusammenbrach. Mochte auch er unter dem Kreuz zusammenbrechen! Es haben es ja schon so viele gemußt und werden's noch müssen, bis die stolzen Ogres am Boden liegen und ihre stählerne Zwingburg in Flammen auflodert unter dem Jubelgeschrei der befreiten Knechte!

Das stand nun fest in seiner Seele, auch als nach ein paar Tagen die erste Gewalt des Zornessturmes ausgerast hatte und er wieder mit klarerem Auge um sich blicken konnte. Bis zum Frühjahr, hatte der Inspektor gesagt, habe er keine Aussicht, in der Fabrik anzukommen. Die Zeit mußte ausgefüllt werden. In einem Schuppen auf dem Pfarrhofe wurde Holz gesägt und gespalten; er gesellte sich zu den Leuten und schaffte mit aus Leibeskräften, der Schwielen in den Händen und der Schmerzen im Rücken und in den Schultern nicht achtend. Er ging des Abends zu dem alten Anders und ließ sich von ihm die Arbeit in der Fabrik wieder und wieder schildern; er bat einen jungen Mann, der in dem technischen Büreau als Chemiker fungierte, ihm Bücher zu leihen, aus denen er sich wissenschaftlich unterrichten könne. Der junge Mann gab sie ihm, aber sie halfen ihm nicht viel. Die Mathematik war immer seine schwächste Seite gewesen, und auch sonst fehlte es ihm überall an den nötigen Vorkenntnissen. Er tröstete sich, das alles würde besser werden, wenn er erst einmal dazu käme, das Ding praktisch anzufassen. Wäre doch nur erst die Zeit da!

Der gezwungene Aufenthalt in dem Pfarrhause wurde ihm von Tag zu Tag unheimlicher. Er hatte dem guten Pfarrer nichts von seinen Plänen gesagt, der auch nicht gefragt hatte, sondern in seiner Weise die Dinge gehen ließ, wie sie gingen. Von Unterrichtsstunden war nicht mehr die Rede, als ob Justus seine

Gymnasial-, womöglich seine Studienzeit bereits hinter sich habe, und nur so zufällig zum Besuch auf der Pfarre sei. Ein Besuch, den Muhme Anna, je mehr er sich in die Länge zog, mit um so scheeleren Augen ansah. Sie ließ keine Gelegenheit vorübergehen, darauf anzuspielen, wie unanständig es von einem jungen und nun wieder gesunden Menschen sei, dem armen Pfarrer sein kärgliches Brot wegzuessen. Daß Justus ihr die paar hundert Mark, die bei dem Verkauf der Sachen seiner Eltern herausgekommen waren, gleich nach seiner Krankheit als Kostgeld übergeben hatte, schien sie vergessen zu haben.

Ließ sie es ihm gegenüber bei Anspielungen, so ging sie dem Pfarrer gegenüber offenbar mit der Sprache sehr viel deutlicher heraus. Justus hörte schaudernd durch die nicht eben dicken Wände ihr Gekeife und Gezetere. Wiederholt hatte er auf dem Punkte gestanden, das Anerbieten, das ihm der alte Anders gemacht, anzunehmen und zu diesem zu ziehen, hätte ihn nicht immer wieder das Mitleid mit dem guten Manne gehalten, der sich in seiner Hilflosigkeit dem bösen Weibe gegenüber an ihn klammerte wie ein Ertrinkender an den Balken, welcher ihn retten soll. Und hier war keine Rettung. Anders sagte es, der alte Arzt sagte es, er selbst sah es. Während Justus' Krankheit hatte der Unglückliche seiner Leidenschaft einigen Zügel angelegt, nachdem er ein paarmal im Rausch an dem Bett, an welchem er die Wache

halten wollte, eingeschlafen war und kaum wieder hatte geweckt werden können. Jetzt schien er sich heimlich für die ausgestandene Entbehrung schadlos zu halten. Seine blutunterlaufenen Augen, seine lallende Zunge bezeugten es. Wieviel der Gram um seine verlorene Isabel dazu beitrug und beigetragen hatte, den Ärmsten in diese Tiefe des Verderbens zu ziehen, wer mochte es ermessen? Justus allein wußte, welcher Liebe dies arme einfältige Herz fähig war, und konnte ahnen, was es um seine Liebe für das schöne undankbare Kind gelitten hatte. Nicht mehr litt. Er war zu stumpf geworden. Bereits hatte ihm ein Adjunkt beigegeben werden müssen, da er seine geistlichen Pflichten nicht mehr zu erfüllen vermochte, und, nachdem ein höherer Geistlicher zur Revision dagewesen, war von Breslau das Dekret gekommen, daß der Pfarrer Szonsalla zu Ostern von seinem Amte suspendiert sei.

Ich habe es längst kommen sehen, sagte er in einem lichteren Augenblicke zu Justus; mich wundert nur, daß sie so lange gewartet haben. Gott sei gedankt, daß sie nicht mehr hier und Zeugin meiner Schande ist! Nur um dich armen Jungen thut es mir leid. Ich hatte es gut mit Dir im Sinne. Du glaubst mir es, und wirst mir nicht über das Grab hinaus zürnen, daß ich mein Wort nicht habe halten können. Ach, mein lieber Sohn, der Geist ist ja wohl willig; aber das Fleisch! Das ist so schwach, so

schwach! Ach, Justus, und wie sehr habe ich das Kind geliebt! Und, Justus, wenn sie uns auch verlassen hat, verlasse Du sie nicht! Wer weiß, wie es noch einmal an ihr heimgesucht wird! Dann stehe Du zu ihr, und Gottes reichster Segen über Dich!

Dabei hatte er Justus umarmt und an seiner Brust geweint wie ein Kind.

Und wie eines Kindes war der Ausdruck seiner Züge, als man ihn am nächsten Morgen tot im Bett fand. Der Tod hatte die Verwüstung von seinem Antlitz weggewischt; es war schön und edel, wie es aus den Händen der Natur hervorgegangen war.

Ein Schlagfluß! sagte der alte Arzt. Und, fügte er hinzu, er selbst hätte sich nichts Besseres wünschen können.

Sechstes Kapitel.

Der gute Pfarrer Pietrek Szonsalla war mit allen kirchlichen Ehren begraben worden; die Weiber hatten geheult und die Männer die günstige Gelegenheit, sich einen Extrarausch anzutrinken, um so fleißiger benutzt, als die Feier an einem Sonntage stattgefunden und der celebrierende Geistliche, der zugleich des Pfarrers Nachfolger werden sollte, von der Kanzel herab fürchterlich gegen das entsetzliche Laster der Trunksucht gedonnert hatte. An dem frischen Grabe des Mannes, dessen verhängnisvolle Schwäche jedermann bekannt gewesen war, erschien das selbst den rohen Gemütern als eine Grausamkeit, gegen die demonstriert werden mußte. Wenn man um dieser Schwäche willen in die Hölle kam, wie viele von den Weibern selbst waren dann vor der Verdammnis sicher, von den Männern schon gar nicht zu sprechen! Und seine übrigen Schwächen? Lieber Himmel, Priester sind am Ende doch auch Menschen, und die meisten noch lange nicht

so gut, wie der gute Pfarrer Szonsalla, der außer sich selbst keinem Menschen je etwas zuleide gethan, dafür aber geholfen hatte, wo er nur konnte; der mit nichts geknausert hatte, außer mit der Auferlegung von Kirchenbußen, und zu dem schon deshalb, an den Beichtstuhl zu gehen, ordentlich ein Vergnügen gewesen war. Nein, der neue Herr Pfarrer mit der langen dürren Gestalt, den hageren Zügen und den finsteren Augen, die keinem Menschen gerade ins Gesicht sehen konnten, mochte ein sehr heiliger Mann sein, aber bis er geliebt wurde, wie der gute selige Pfarrer Pietrek Szonsalla — da konnte er lange warten! Verübelte man ihm doch beinahe, daß er gleich am ersten Tage nach der Beerdigung Muhme Anna aus dem Hause gewiesen, andere sagten: mit Schimpf und Schande gejagt hatte, trotzdem die Dame nichts weniger als beliebt gewesen war. Niemand wußte, wohin sie mit ihren Koffern und Kisten, die sie wohl schon längst vorher für den eintretenden Fall gepackt hatte, sich gewandt. Sie hatte sich Justus gegenüber immer gerühmt, daß sie, sollte ihr lieber Pietrek sterben, zu ihrer Isabel eilen werde, die sie mit offenen Armen erwarte. Justus glaubte nicht an die offenen Arme, aber wenn er auch jetzt seine Leidenschaft für das schöne Kind überwunden zu haben glaubte, erfüllte ihn die bloße Möglichkeit, das entsetzliche Weib könne jemals wieder in ihre Nähe kommen, mit Schaudern. Darüber vergaß er beinahe,

daß sie mit dem gewiß nicht unbedeutenden Rest des Kostgeldes, welches er ihr anvertraut hatte, davon gegangen und seine Behauptung dem Inspektor gegenüber, er besitze nichts auf der Welt, zur buchstäblichen Wahrheit geworden war. Marthe selbst mußte jetzt zugeben, daß Justus, für den Augenblick wenigstens, keine andere Zuflucht habe, als ihres Vaters Haus.

Es war freilich eher eine Hütte als ein Haus, aber es gehörte dem alten Anders wirklich. Er hatte in einer Subhastation die Baracke, welche einzustürzen drohte, billig erstanden, zu einer menschenwürdigen Wohnung umgeschaffen, und allmählich die paar kleinen Hypotheken, welche noch darauf lagen, abbezahlt. Das Giebelzimmer, das Justus bezog, war zwar winzig klein und sein einziges niedriges Fenster ging auf den nachbarlichen Dunghof, den zur Zeit ein Schneegebirge gnädig bedeckte. Mit seinen weißgetünchten kahlen Wänden, dem armseligen Bett, dem viereckigen Tischchen und dem lehnelosen Sessel war es gewiß kein so behaglicher Aufenthaltsort, wie das schöne, helle, luftige, wohl möblierte Gemach mit seiner Aussicht auf die Wiesen und Boskets des Parkets, das er im Schlosse bewohnt hatte. Dafür wurde es ihm nicht von trügerischer gräflicher Gnade geboten, sondern von der Freundschaft armer Menschen, auf deren Treue er sich verlassen konnte. Und er wollte es ja nicht geschenkt haben; wollte die Kosten, die sein

Aufenthalt in dem Hause der armen Menschen machte, redlich ersetzen, sobald er nur erst in der Fabrik arbeiten durfte.

Das kam nun doch früher, als er selbst zu hoffen gewagt. Eine günstigere Konjunktur in der Pappe- und Papierbranche war Mitte Februar eingetreten; entlassene Arbeiter mußten wieder eingestellt, neue geworben werden. Unter den neuen hielt denn auch Justus seinen Einzug in die Fabrik.

Es war an einem Montagmorgen um sechs Uhr. Eine grimmige Kälte herrschte, die Sterne glitzerten noch an dem schwarzen Himmel, in der Dorfstraße wäre es völlig Nacht gewesen ohne die Lichter, die überall aus den kleinen Fenstern dämmerten. Anders watete an seiner Seite schweigend durch den Schnee, und schweigend bewegten sich die dunklen Gestalten, die aus den niederen Häusern kamen, desselben Weges. Justus war so feierlich zu Mute, wie damals, als er, ein kleiner gläubiger Knabe, neben der Mutter auf den Feldwegen durch die wogenden Kornfelder nach T. zur Kirche ging. Er erinnerte sich, wie es ihn stets im tiefsten Innern bewegt hatte, wenn, bereits in der Nähe der Stadt, das Geläut der Kirchenglocken sein Ohr traf. Und nun, von der Fabrik her, erhob das Nebelhorn seine rauhe, gewaltige Stimme. Das war denn freilich ein anderer Ruf, und der doch auch sein Herz erschütterte: der Ruf zur Arbeit, einer niederen, gemeinen Arbeit, die gethan sein mußte, da-

mit die Menschen besser und glücklicher würden, und die er thun wollte nach seinen besten Kräften.

Der Mann an seiner Seite störte ihn nicht in seinen Betrachtungen. Nur als sie mit noch einer ganzen Schar vor dem großen Eingangsthor standen, nahm er ihn bei der Hand und sagte mit einem kräftigen Druck, leise und nachdrücklich: Glück auf, Kamerad!

Dann führte er seinen Schützling zwischen den Gebäuden hindurch, von deren Wänden herab spärliche Gaslaternen den Weg kaum erhellten, über schmale Höfe, endlich durch Fabrikräume, zu der Abteilung, welcher Justus zugewiesen war, empfahl ihn seinem dortigen Kollegen, dem Oberarbeiter, und ging seines Weges. Zehn Minuten später war Justus an der Arbeit.

Eine sehr mechanische, monotone und doch nicht leichte Arbeit, denn die Ballen des schon sortierten Papieres, die es zu verwiegen und vorschriftsmäßig zu verpacken galt, hatten ein bedeutendes Gewicht und Justus kannte die Handgriffe nicht, mit denen sich die Geübten das Geschäft zu erleichtern wußten. Dazu stieg aus den gewaltigen Massen des frischen Papieres ein widerlicher Dunst auf, der die so schon schlechte Luft des langen, niedrigen, halbkalten Raumes mit den trüben, nie geöffneten Fenstern für den Neuling kaum atembar machte und ihm den Angstschweiß auf die Stirn trieb. Doch hielt er mutig bis

zur Frühstückspause aus. Dann setzte er sich mit wie zerschlagenen Gliedern in eine Ecke, das Butterbrot zu verzehren, das ihm Marthe eingewickelt hatte. Ein junger Mensch, ein wenig älter als er, gesellte sich zu ihm: Julik Pjerek, aus einem entfernteren Dorfe frisch zugezogen, den er nicht kannte, wie jener nicht ihn. Der Bursch mit den schwarzen Schlitzaugen, den breiten Backenknochen und den aufgeworfenen Lippen, durch die beständig die weißen Zähne glitzerten, gefiel Justus gar nicht; aber die anderen Arbeiter, die sehr wohl wußten, wer er war, hatten sich alle von ihm zurückgehalten, offenbar, weil sie ihm nicht trauten und die Anwesenheit des Förstersohnes und Zöglings des verstorbenen Pfarrers hier unter ihnen für einen schlechten Spaß hielten. Er aber wollte ihnen zeigen, daß es ihm heiliger Ernst sei.

Die angestrebte, ehrliche Kameradschaft sollte ihm alsbald teuer zu stehen kommen. Julik, der ihn frischweg für seinesgleichen nahm, erging sich, kaum daß sie ein paar erste Worte gewechselt hatten, in zweideutigen und bald einfach schmutzigen Reden, die sich um ein Abenteuer drehten, das er gleich in der ersten Nacht, welche er im Dorfe zubrachte, mit einem Fabrikmädchen gehabt haben wollte. Justus hatte zu lange auf dem Dorfe gelebt, um mit den Gepflogenheiten dieser Leute nicht bekannt zu sein, aber so unmittelbar nahe war ihm die Gemeinheit doch nie getreten. Dennoch hielt er an sich und begnügte sich mit ein

paar mißbilligenden Worten, die der neue Kamerad mit cynischem Grinsen aufnahm: er sähe, sie müßten noch erst ein bischen näher miteinander bekannt werden. Er für sein Teil sei ein ehrlicher Bursch, der aus seinem Herzen keine Mördergrube mache, und wenn Justus das Mädel haben wolle —

Hier war die Frühstückspause zu Ende und Justus dankte Gott, daß es wieder an die Arbeit ging, die ihm jetzt leichter wurde, als zuvor. Er hatte sich ein paar Handgriffe gemerkt und lernte ein paar andere aus der Unterweisung von ein paar älteren Leuten, die, als sie sahen, wie sauer er es sich werden ließ, allmählich Vertrauen zu ihm faßten. Das versetzte ihn ordentlich in eine gehobene Stimmung, die er zu der Mittagspause mitbrachte, in welcher er das frugale Mahl, das Marthe ihnen durch eines der jüngeren Kinder in die Fabrik geschickt hatte, zusammen mit Anders aus einem Topfe, wenn auch von zwei Tellern, verzehrte, deren einer bereits mehrfach gekittet war. Anders hörte seinen Reden mit freundlichem Ernst zu, sagte aber kaum ein Wort, sondern drückte ihm, als das Nebelhorn abermals ertönte, nur wiederum warm die Hand. Und wiederum Arbeit bis zum Abend.

So verging der erste Tag, dem ein zweiter folgte, der dem ersten zum Verwechseln ähnlich sah, dem ein dritter folgte, der dem zweiten aufs Haar, glich und so in unendlicher Reihe, nur daß aus dem Winter

Frühling, aus dem Frühling Sommer, aus dem Sommer Herbst, aus dem Herbst wieder Winter wurde und Justus, fast in der Reihenfolge der Jahreszeiten, in andere, ihm neue Abteilungen der Fabrik kam und so nach und nach den ganzen Betrieb derselben kennen lernte.

Aber, ob es in dem Raume, in welchem er jetzt arbeitete, wie in dem Packraume verhältnismäßig still zuging, oder ob — wie in dem, in welchem die Maschine die aufgeschütteten Kloben zermalmte, — ein ohrenzerreißendes Getöse herrschte — es war immer dieselbe mechanische Arbeit. Das war schwer zu ertragen; aber schwerer, daß noch ein anderes dasselbe blieb: die Dumpfheit und Stumpfheit in den Physiognomien, den Herzen und Geistern der Arbeiter. Wie konnte es auch anders sein, wenn das bischen von seelischer Kraft, das die Arbeit noch etwa unversehrt gelassen hatte, von dem Laster vollends eingeschläfert und getötet wurde!

Ich habe es mir so schlimm nicht gedacht, sagte Justus traurig zu Anders.

Und es ist auch früher nicht so schlimm gewesen, erwiderte der alte Kamerad; erst durch unseren neuen Pastor ist es so schlimm geworden. Je mehr er den Männern mit Strafpredigten und den Weibern mit Kirchenbußen zusetzt, desto toller wird die Wirtschaft. Früher war doch noch in einem oder dem anderen Hause leidlicher Friede; jetzt herrschen Streit und

Zank überall. Die Weiber keifen und zetern, die Männer schreien und toben und laufen schließlich in die Schenke, den häuslichen Jammer in Schnaps zu ersäufen, während die Weiber dasselbe Geschäft zu Hause selbst besorgen. Und, Justus, ich bleibe doch dabei: die Hauptschuld an all' dem Elend hat Dein Ogre. Er frißt nicht Tannenwipfel, wie in Deinem Märchen, aber Menschen, Justus, Menschen! Unser Graf ist vielleicht noch ein bischen schlimmer als die anderen; nur ihn meine ich nicht und auch die anderen nicht; ich meine diese ganze kapitalistische Wirtschaft, die Millionen von Menschen vertiert, damit ein paar Tausende menschlich leben können. Das hat Lassalle ja klärlich bewiesen.

Lassalle war des braven Mannes Heiliger. Er hatte sich von den kleineren Schriften des großen Agitators mehrere zu verschaffen gewußt und las in denselben, bis er sie beinahe auswendig kannte. Mit dem inneren Verständnis stand es nicht ganz so gut. Er hatte dessen auch kein Hehl und schämte sich nicht, den Rat des jüngeren Kameraden einzuholen. Die rein philosophischen Stellen wußte dann Justus meistens genügend zu deuten; bei anderen ließ ihn seine Schulweisheit im Stich. Und doch waren dies gerade die wichtigsten: die eigentlich nationalökonomischen, in denen es sich um Kapital, Zins, Rente, Angebot, Nachfrage, Kursschwankungen, Kurstreibereien und um andere Notwendigkeiten und Vorkommnisse des Arbeitsmarktes

und der Börse handelte, ohne deren genaues Verständnis, meinte Justus, man von diesen Dingen doch eigentlich rede, wie der Blinde von der Farbe.

Als er wieder einmal auf ein schwieriges Kapitel der Art einen vollen Sonntagvormittag verwandt hatte und sich um nichts klüger, eher noch verworrener fühlte, als vorher, klagte er Anders seine Not.

Glaubst Du, daß Christus von allen diesen Dingen etwas gewußt hat? fragte Anders.

Sicher nicht, erwiderte Justus. Ich bin sogar überzeugt, daß er außer dem Zinsgroschen, den ihm der Pharisäer vorhielt, nicht viel Geld in seinem Leben zu Gesicht bekommen haben wird. Aber die Zeiten waren eben andere und die Zustände einfachere, natürlichere, wenigstens in den ländlichen Kreisen der Ackerbauer, Hirten, Gärtner und Fischer, unter denen Christus ja zumeist gelebt hat, wenn es gewiß auch schon damals ganz anders ausgesehen haben und zugegangen sein mag in Jerusalem und nun gar in Rom.

Und doch hat seine Lehre dort Wurzel geschlagen und in Athen und Korinth — das steht ja alles in der Apostelgeschichte zu lesen; warf Anders ein.

Gewiß, fuhr Justus fort; nur daß ich eben hinzufügen wollte, daß seine einfache Lehre, sobald sie die Centren der Bildung berührte, sogleich eine andere werden und sich den so viel komplizierteren Verhältnissen anpassen mußte.

Und dahin wollte ich Dich eben haben, rief Anders triumphierend: eine andere, den komplizierten Verhältnissen angepaßte, das heißt: eine schlechtere, mit allerlei Weltlichkeiten durchsetzte, aus der kein Mensch mehr klug werden kann, die man nur begreifen kann, wenn man seinen gesunden Menschenverstand zu Hause gelassen hat, was alles schnurstracks gegen Christi Wunsch und Willen ist. Warum hätte er denn gesagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich? Und: wenn ihr nicht werdet wie die Kinder? Für mich aber ist Christentum und Socialdemokratie rein eines und dasselbe. Und deshalb sage ich: das Christentum geht zu Grunde, wenn es nicht wieder so einfach wird, wie Christus selbst es gelehrt hat, und aus der Socialdemokratie wird im Leben nichts, solange ihre Lehren nicht bloß einem armen unwissenden Menschen, wie ich einer bin, Kopfschmerzen machen, sondern auch einem, der so viel gelernt hat, wie Du.

Viel gelernt! sagte Justus seufzend. Was denn? Lauter Dinge, von denen ich jetzt wohl sehe, daß man sie im Leben nicht brauchen kann. Und dann, Anders, wenn Sie unsere Lehre so einfach haben wollen, daß ein Kind sie begreifen kann, scheint mir doch Lassalle, auf den Sie so große Stücke halten, der rechte Lehrer auch nicht zu sein.

Anders schob sich die Mütze aus der Stirn und erwiderte nach einigem Nachdenken:

Sieh, Justus, ich denke mir das so. Da ist eine sehr zusammengesetzte Maschine, die mächtig viel Geld gekostet hat und immer noch kostet, weil sie alle Augenblicke repariert werden muß und dabei doch eigentlich wenig und schlechte Arbeit liefert. Und man — das heißt: unsereiner — sagt sich: daß das Ding doch viel einfacher und billiger hergestellt werden könnte und so, daß es besser arbeitete. Aber machen, Justus, nein, machen können wir es nicht. Bis dann einer kommt, der's kann, und die alte Maschine auseinander nimmt und zeigt, warum sie vor aller Zusammengesetztheit und Sinnreichigkeit so grausam schlecht ist, und wie man das Ding für den Viertel- oder Hundertel- oder meinetwegen Tausenderler Preis machen kann, und daß sie tausend und tausendmal mehr leistet. Und er macht das Ding, Justus; er macht es — das ist die Hauptsache.

Dann hat es Lassalle sicher nicht gemacht, sagte Justus.

Aber er hat gezeigt, warum die alte Maschine nicht arbeiten konnte — das ist schon sehr viel. Dann werden schon andere kommen, die die neue machen.

Daß wir die nicht sind, wir beide: Sie, Anders, und ich, dafür ist gesorgt.

Anders antwortete nicht; er hatte in Justus den Messias der Arbeit gesehen, der alles herrlich hinausführen würde, wozu seine, des armen unwissenden Teufels, Kraft freilich nicht reichte, und auch jetzt mochte er die schöne Hoffnung nicht aufgeben.

Siebentes Kapitel.

Eine hatte die Hoffnung nie geteilt; eine hatte alles nur geschehen lassen, weil sie es nicht hindern konnte: Marthe. Wäre es nach ihr gegangen, nie hätte er einen Schritt über die Schwelle der Fabrik gesetzt, nie hätte er die Giebelstube in ihrem Hause bezogen. Da er sich für beides nicht zu schämen schien, so that sie es für ihn. Für das heiße Streben heraus aus dem Wust der Gemeinheit, die sie umgab, war ihr bereits seit Jahren Justus' Existenz symbolisch erschienen. Eines simpeln Försters Sohn und also nicht gar so hoch über dem Stande, aus dem sie selbst stammte, sprach er doch eine andere Sprache, hatte andere Manieren, einen anderen Blick, Ton der Stimme, wie sämtliche Knaben sonst, die sie kannte. Mit ihm an einem Sonntagnachmittag spielen zu dürfen, hatte ihr immer als die höchste Ehre gegolten, die ihr widerfahren könne; glückselig war sie nach Hause gekommen, und die Freude der Woche war die Hoffnung auf den nächsten Sonntag gewesen. Sie

hatte keine Ahnung davon gehabt, daß sie den alle Zeit freundlichen Knaben liebte, der so herrliche Geschichten so anmutig erzählte; sie hatte nur gewußt, daß sie Isabel haßte, nicht, weil die so viel schöner war, als sie, sondern weil das hoffärtige Ding Justus' Huldigungen entgegennahm, als ob sich das von selbst verstände, und ihm für all seine Liebe nicht den kleinsten Dank bot. An diesem Hassesgefühl gegen die Undankbare war ihr nach und nach klar geworden, daß sie Justus lieber hatte als alle anderen Menschen, ihren Vater selbst nicht ausgenommen, und daß sie, wenn es sein müßte, mit Freuden für ihn gestorben wäre.

So hatte es mit ihr gestanden, als Justus die Einladung auf das Schloß bekam. Sie hatte ihm in ihrer kurzen Weise gesagt: gehe nicht hin! Er war doch gegangen, und sie hatte sich an dem Abend in den Wald geschlichen an eine einsame Stelle und hatte geweint, wie sie in ihrem Leben nicht geweint, daß sie gemeint hatte, das Herz werde ihr brechen. Darüber war sie selbst erschrocken gewesen; sie weinte sonst nicht leicht, und worüber weinte sie denn? Als ein verständiges Mädchen mußte sie sich doch sagen, daß es ein großes Glück für Justus war, wenn er auf das Schloß kam, vorausgesetzt, daß er es da aushielt, woran sie zweifelte; aber das war schließlich seine Sache. Und als sie ihm sagte: gehe nicht hin! nun ja, sie hatte ihn der Isabel nicht gegönnt. Das war's!

Nicht, daß sie ihn für sich hätte haben wollen! Daran dachte sie nicht; aber Isabel sollte ihn auch nicht haben, die ihn nur unglücklich machen würde, ihn schon so oft unglücklich gemacht hatte. Daran war nun nichts zu ändern; er war weg und würde nicht wiederkommen. Arme, häßliche Mädchen, wie sie, haben eben kein Glück.

So war sie heimgekehrt, und niemand, auch der Vater nicht, hatte ihr angemerkt, daß ihr etwas Besonderes begegnet war und sie einen tiefen Schmerz weiter so tapfer niederkämpfte.

Dann war er doch wiedergekommen, ihr halb zur Freude und halb zum Leide. Zur Freude, denn die andere hatte ihn nicht mehr, und sie durfte ihn pflegen; zum Leide, denn was sollte nun aus ihm werden?

Ein Arbeiter in der Fabrik und ihr Hausgenosse! Sie wußte nicht, was schlimmer war. Sie, die mit allen Kräften aus dem Elend, das sie umgab, herausstrebte, sollte ruhig zusehen, wie er, dem sie das glänzendste Los auf Erden wünschte und für den ihr das Höchste erreichbar schien, sich freiwillig in dasselbe Elend stürzte! Sie zürnte ihm, daß er einen Entschluß hatte fassen können, der ihr thöricht und feig zugleich dünkte; sie zürnte ihrem Vater, der ihn in diesem Entschluß mindestens bestärkt hatte. Zum erstenmal in ihrem Leben hatte sie jetzt darüber nachgedacht, wie es mit den Lehren des Vaters, die sie bis dahin gläubig aufgenommen, denn eigentlich be-

stellt sei, und zu ihrem Erstaunen gefunden, daß es damit nicht gut stehe. Helfen, wo Hilfe not that: sie hatte nichts dagegen, sie hatte es selbst ihr Leben lang geübt, es lag ihr im Fleisch und Blut; aber helfen, wo es nicht not that, wo die Menschen sich selber helfen könnten, helfen müßten, durch die unnötige Hilfe, die man ihnen leistet, nur fauler und schlechter werden — das war Unsinn. Und was der Vater da sagte von dem gleichen Anspruch aller auf Arbeit und gleichen Anspruch auf Lohn, die Arbeit mochte sein, wie sie wolle, das schien ihr doch, indem es die Klugen und die Dummen, die Faulen und die Fleißigen in einen Topf warf, auf denselben Unsinn hinauszulaufen. Justus nicht mehr und nichts Besseres als der stiernackige Stanik Stolarzeck mit den runden, halb blödsinnigen Augen, der sie durchaus zur Frau haben wollte, oder der Julik Pjerek, der ihr immer, wenn er ihr begegnete, so frech zunickte und dabei seine weißen Wolfszähne zeigte — wenn das kein Unsinn war, so gab es keinen. Nein, wenn Justus behauptete, er habe nicht auf das Schloß gehört — in die Fabrik gehörte er noch viel weniger, und sie segnete im voraus den letzten Tag, den er da zubrachte.

Und auch den letzten in ihrem Hause.

Sein Aufenthalt im Hause war ihr zur Pein geworden. Anfangs hatte sie gemeint, sie würde sich daran gewöhnen; aber es ging nicht; es wurde nur

immer schlimmer. Sie spähte ihm auf Stirn und Augen, ob sie den Widerwillen, den Ekel nicht entdecken möchte über all das Häßliche, das er im Hause zu sehen bekam, oder wie er sich insgeheim über so viel Unschickliches, das er in den Kauf nehmen mußte, lustig machte. Sie konnte nichts entdecken: er schien nichts zu sehen, alles ruhig in den Kauf zu nehmen. Sie war überzeugt, daß seine Ruhe nur ein Spiel war, und daß er log, wenn er wieder und wieder versicherte, wie wohl er sich in ihrem Hause fühle und daß er sich nichts besseres wünsche.

Und sie hätte alles ertragen: die Armseligkeit der Wirtschaft, die Unsauberkeit, die in dem kleinen Hause nicht immer zu vermeiden war, die Rohheiten von Christoph und Boleslaw, die mit jedem Monat wilder und unbändiger wurden, die Bequemlichkeit, die sich der Vater in seinem Hause erlauben zu dürfen glaubte, selbst daß sie sich nur zu oft in einem Anzuge vor ihm sehen lassen mußte, dessen sie sich in den Grund der Seele hinein schämte — alles und nur das eine nicht.

Sie hatte es jetzt vor einem Vierteljahr bemerkt, als ihre Stiefmutter von einer Taufe, die sie im Dorfe mitgemacht, berauscht nach Hause gekommen war, und Justus, der ihr auf dem Flur begegnete, um den Hals fiel und abküßte und kein Ende finden konnte. Daß Albinka, die im Dorf, wo es an schönen Mädchen nicht mangelte, als die schönste gegolten hatte und

jetzt mit ihren kaum dreißig Jahren noch immer als ein schönes Weib gelten konnte, sich gegen die Männer sehr frei betrug — das wußte sie, und es war ihr immer ein Ärgernis gewesen, und sie hatte sich stets gewundert, daß der Vater es duldete. Doch war es schließlich seine Sache, und wenn Albinka es auch oft toll genug trieb. Marthe hatte nicht das Gefühl gehabt, daß sie es eigentlich bös meinte, sondern nur in ihrem trunkenen Übermut die Grenze nicht finden konnte.

Diesmal war es anders gewesen etwas Besonderes, wie ihr Weinen im Walde, als Justus in das Schloß zog, eine Offenbarung, die wie eine Fackel in ihre bis dahin dunkle Seelengründe hinabgeleuchtet hatte, nur daß es diesmal nicht ihre eigene Seele, sondern die einer anderen war, und was sie da entdeckte, ihr abscheulich, ja unerträglich dünkte. Und das sie nun doch ertragen mußte, jetzt bereits monatelang ertragen hatte. Was sollte sie thun? Den Vater warnen? Sie konnte es nicht übers Herz bringen. Es würde auch nichts gefruchtet haben bei ihm, der aller Welt vertraute und sein junges schönes Weib mit allen ihren Untugenden anbetete bis zur Verblendung. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß seine Augen, die doch sonst scharf genug waren, von allem nichts sahen: die gierigen Blicke, mit denen sie Justus verschlingen zu wollen schien? die Geflissenheit, mit der sie sich an ihn drängte, in seinen Arm hing,

jede Gelegenheit benutzte, die ihr die Möglichkeit gewährte, ihn nur zu berühren? den Wechsel der Farbe auf ihren vollen Wangen, wenn er kam und ging? sich auf seinem Zimmerchen zu schaffen machte, wo es nichts für sie zu thun gab? es so einzurichten wußte, daß er ihr auf der schmalen Treppe begegnen mußte, auf der sich zwei Menschen nur eben aneinander vorüber drängen konnten?

Und Justus? war er so unschuldig, daß er, der doch der Gegenstand dieser aufdringlichen Leidenschaft war, von allem nichts merkte? Sie betete zu Gott, daß es so sein möge, und getröstete sich, daß Gott ihr Gebet erhört habe. Und dann kamen Stunden, Tage, wo ihr Glaube schwankte, ja ganz dahin war, und eine wütende Eifersucht ihr Herz zerfleischte, im Vergleich zu der ihr jene, welche sie gegen Isabel empfunden, die reine Kinderei erschien. Hier war eben niemand mehr ein Kind: nicht die Versucherin, nicht sie selbst und ganz gewiß auch nicht Justus, — jetzt ein junger Mann von neunzehn Jahren, der fast um einen Kopf gewachsen war, dem die Arbeit die Glieder mächtig gestählt hatte, und dem bereits ein dunkles Bärtchen die Oberlippe zu schmücken begann. Freilich, sie hatte nie gesehen, nie gehört, daß er mit einem der Weiber, oder Mädchen in der Fabrik schön gethan hätte; er begleitete die Stiefmutter nie auf den Tanzboden, auf den sie fast allsonntäglich ging, so sehr sie ihn auch darum quälte. Wenn aber alles

nur Verstellung und Heuchelei war? er nur den Ahnungslosen, Tugendhaften spielte, sie und den Vater sicher zu machen, und sich heimlich mit seiner Buhle über die beiden hinters Licht Geführten ins Fäustchen lachte?

Der Verdacht erschien ihr sündhaft, schamlos, ein Verbrechen, und doch konnte sie sich seiner nicht erwehren. Sie legte sich auf die Lauer; sie grübelte darüber, wie sie den beiden eine Falle stellen könne, in der sie sich fangen müßten, und war außer sich, daß es ihr nicht gelingen wollte. Sie fühlte sich dem Wahnsinn nahe, ja, sie fragte sich manchmal, ob sie nicht schon wahnsinnig sei. Dann meinte sie, sie müsse, ohne von ihm Abschied zu nehmen, fortlaufen in die weite Welt, oder besser: in den kleinen See hinter dem Dorfe, oder in der Fabrik sich zwischen die Räder der Maschine werfen, oder den stiernackigen Stanik heiraten, — irgend etwas thun, das sie von dieser unerträglichen Qual erlöste.

Achtes Kapitel.

Es war an einem Abend im Sommer. Die Sonne war bereits hinter dem Walde untergegangen, aber die Schwüle nach einem glühend heißen Tage lag noch brütend in der Luft. Auf der Dorfgasse in dem Staub, der unter den eilfertigen nackten Füßen aufwirbelte, spielten und balgten sich schreiende Jungen; vor den Thüren der Hütten, auf den zermürbten, eingesunkenen Bretterzäunen der Gärtchen saßen und hockten alte Männer und Weiber mit den kleinen Kindern in den Armen, auf dem Schoße; aus den beiden Schenken kamen die Brummtöne des Basses, das Quinquilieren der Geigen und wüster Lärm und Gejohle.

Albinka sah das alles, hörte das alles, aber nur auf Momente; dann kam wieder eine Blutwelle und sie hörte nur noch das dumpfe Klopfen ihres Herzens und starrte aus dem offenen Fenster, an dem sie saß, in das Gärtchen, ohne etwas zu sehen, ohne etwas zu denken, als das eine, daß sie ihn endlich einmal haben wolle, haben müsse; daß die Gelegenheit so günstig

sei, wie möglich, und daß, wenn sie die Gelegenheit nicht benutzte, sie nicht die kluge unwiderstehliche Albinka, sondern eine dumme Gans sei, die nichts Besseres verdiene als einen alten, schon halb kindischen Mann, der ihr lächerlich und verächtlich war. Der alte Mann war in die Stadt gegangen, sich wieder einmal eines der dummen Bücher zu kaufen, für die er das Geld aus dem Fenster warf; Marthe, die Verhaßte, war bei einer kranken Freundin — beide würden vor Nacht nicht wieder kommen. Christoph und Boleslaw konnten noch lange auf der Gasse spielen; es war niemand im Hause, nur sie und er. Sollte sie hinaufgehen? Unter welchem Vorwande? Unter irgend einem. Und was bedurfte es eines Vorwandes? War sie nicht die schöne Albinka? und hatte ihren besten Sonntagsstaat an, in dem sie hatte zum Tanz gehen wollen, bei welchem ein Dutzend Liebhaber sie erwarteten? Und nun doch nicht gegangen war — um seinethalben! Seinethalben, der es ihr angethan hatte mit seinen großen blauen Augen, seinen frischen Lippen, die so freundlich lächelten, und den Händen, welchen die Arbeit ihre Feinheit nicht hatte rauben können. Was waren neben ihm die anderen Männer — Grzegorz Sosniza, Boleslaw Dupzeck und wie sie hießen, von denen sie jeden haben konnte, jeden — und nur diesen einen nicht! Und war's auch nur für einmal! einmal sollte er ihr gehört haben.

Sie war von dem niedrigen Sitz am Fenster aufgesprungen und hatte ein paar Schritte nach der Thür hin gemacht; da hörte sie seinen Schritt oben, dann die Treppe herab. Das Herz schlug ihr bis in die Kehle. Ging er aus dem Haus, so war alles verloren.

Aber da hörte sie, wie er durch den Flur an die Thür kam, in der Dunkelheit, die da schon herrschte, nach der Klinke tastete; und jetzt stand er in der geöffneten Thür, verwundert über die Gestalt mitten im Zimmer, die er nicht sofort erkannte. Dann hatte er sie erkannt und trat herein, die Thür offen lassend.

Wie denn? sagte er; Sie noch hier?

Sie antwortete nicht, konnte nicht antworten.

Ich wollte mir ein paar Zündhölzchen holen, fuhr er fort; ich habe keine mehr.

Und er wollte nach einer Ecke gehen, wo er auf einem Tisch neben der Blechlampe das Kästchen zu finden hoffte, blieb aber stehen, erstaunt darüber, daß die sonst so Redselige kein Wort sprach und sich noch immer nicht regte. Unwillkürlich trat er an sie heran.

Was ist Ihnen? fragte er.

Wieder kam keine Antwort; er hörte nur, daß ihr Atem schwer ging.

Mein Gott! sagte er, sind Sie krank?

Ja! sagte sie.

Es war röchelnd, unartikuliert herausgekommen:

er hatte es eben nur verstehen können. Er griff nach ihrer Hand, die mit kaltem Schweiß bedeckt war.

Mein Gott, rief er erschrocken, was ist das? was fehlt Ihnen?

Nichts, nichts! murmelte sie. Du, nur Du!

Mit einem unheimlichen Laut, der halb ein Schluchzen und halb ein Stöhnen war, hatte sie die Arme um seinen Hals geschlungen und ihr glühendes Gesicht gegen das seine gepreßt. Mit einem Ruck hatte er sich von ihr losgemacht.

Sie sind toll, Albinka! rief er heftig.

Er hatte längst gefürchtet, daß es einmal so kommen werde, daß die Unbefangenheit, die er zur Schau getragen, ihn nicht davor bewahren würde; ja, er hatte zuletzt den Augenblick herbeigewünscht in der Überzeugung, daß um der Frau, um Marthes, um seiner selbst willen eine Entscheidung stattfinden müsse. Dennoch bebte er an allen Gliedern; es hatte ihn eben trotz aller Vorbereitung doch unvorbereitet getroffen. Und eines hatte er ganz aus der Rechnung gelassen: das Mitleid mit der Frau, die sonst der Übermut selber war und jetzt wimmernd und stöhnend zu seinen Füßen lag, seine Knie umklammernd.

Stehen Sie auf! sagte er in milderem Tone. Wenn jemand Sie so sähe!

Mir ist alles eins! schluchzte die Frau.

Er hatte sie mit Mühe aufgerichtet; sie zitterte am ganzen Leibe und schwankte so, daß er fürchten mußte,

sie werde zusammenstürzen. Wäre sie betrunken gewesen, wie schon oft, es hätte ihn nur geekelt; er wußte, daß sie nicht betrunken, daß die Leidenschaft, die sie durchwühlte, echt war. Er faßte die Bebende um den Leib und führte, schleppte sie halb nach dem kleinen harten Sofa an der Längswand des Zimmers, wo er sie niedersetzte. Dabei war er an den runden Tisch vor dem Sofa gestoßen, hatte das Gleichgewicht verloren und war auf dem Rande des Sofas neben ihr zu sitzen gekommen. Er wollte sich alsbald wieder erheben; es war unmöglich, sie hatte ihn plötzlich mit beiden Armen umklammert, die er vergeblich zu lösen versuchte und dabei seltsamerweise verspürte, wie ihm in jedem Momente mit der Kraft sich loszumachen auch der Wille schwand, während sie erst mit zitternden Lippen seinen Mund suchte, um dann Kuß auf Kuß darauf zu drücken — immer längere, heißere, glühendere; und ihr üppiger Busen an seiner Brust klopfte, und aus dem Gärtchen durch das offene Fenster der Duft der Levkojen in süßen schwülen Wolken in das dunkle Zimmerchen hereinwogte, daß er nicht mehr wußte, war es Blumenduft, war es der Atem des schönen Weibes?

Arme Albinka, murmelte er, es kann ja nicht sein.

Und es soll sein, es muß sein — einmal, einmal! hauchte sie zurück.

Im nächsten Moment war er, das Weib von sich

schleudernd, den schweren Tisch mit solcher Gewalt zurückstoßend, daß er krachend umfiel, aufgesprungen, in Entsetzen über den Anblick einer dunklen weiblichen Gestalt, die auf der Schwelle in der offenen Thür stand, vielleicht schon länger da gestanden hatte. Es konnte nur Marthe sein. Vor ihren Augen, vor den Augen der Reinen, Braven, Guten, der er dies hatte ersparen wollen, ersparen zu können so sicher gehofft hatte! Scham und Wut erfüllten seine Seele; er schleuderte Albinka, die dem Fliehenden nachgestürzt war und ihn wieder umklammern wollte, mit einem wilden Wort von sich, und jetzt hatte auch sie die dunkle Gestalt in der Thür gesehen. Ein Schrei, der nichts Menschliches mehr hatte, brach aus ihrer Kehle. In dem Augenblick, wo sie ihrer süßen Beute ganz sicher zu sein glaubte, war sie ihr entrissen von ihr, die sie haßte, verachtete; war sie verschmäht, gedemütigt worden vor der Dirne, die zweifellos ihre Nebenbuhlerin war!

Und wieder stieß sie einen Schrei aus, und Justus meinte, sie sei abermals wie vorhin zusammengesunken aber sie hatte sich nur gebückt nach etwas, das mit anderen Dingen, die auf dem Tisch gelegen hatten, zu Boden gefallen war; und, wieder emporschnellend, stürzte sie auf Marthe zu, in der hocherhobenen Rechten das Messer, dessen Klinge Justus in dem Schein des Lichtes, das aus einer gegenüberliegenden Hütte in das Zimmer streifte, blinken sah. Mit einem Satze

war er neben ihr und hatte ihren Arm gepackt; sie rangen miteinander; er hielt sie mit der Rechten, mit der Linken versuchend, ihr das Messer zu entwinden, wobei ihm Marthe im Wege war, die sich zwischen sie geworfen hatte und sie auseinander zu reißen suchte. Jetzt hatte er das Messer und mußte es sofort wieder fallen lassen vor einem scharfen Schmerz, der durch seine Hand zuckte, die plötzlich wie gelähmt und von einer warmen Flüssigkeit überrieselt war. Nun summte, sauste und brauste es vor seinen Ohren; das Licht von drüben aus der Hütte tanzte hin und her und erlosch plötzlich in finsterer Nacht.

Als er wieder erwachte, brannte wiederum Licht, aber in der Hand von Marthe, die dem alten Doktor Malthus leuchtete, der eben mit dem Verband zu stande gekommen war und sich in die Höhe richtete. Er blickte verwundert auf den Doktor, auf Marthe, die das Licht auf das Tischchen hinter ihm gestellt hatte, ohne zu wissen, wie er hierher in sein Zimmer, in sein Bett gekommen war, bis ein wilder Schmerz, der wieder durch seine Hand fuhr, mit einem Schlage alles, was da unten geschehen war, ihm in die Erinnerung zurückrief.

Doktor Malthus, der mit Marthe leise gesprochen, hatte sich wieder zu ihm gewandt und ihm die Hand auf die Stirn gelegt.

Na, sagte er, da wären wir ja mal wieder beisammen. Ich denke, wir werden mit einer Woche,

oder so davon kommen, wenn wir uns hübsch ruhig halten und hier unserer braven Marthe folgsam sind. Ich bin morgen früh wieder hier, und Marthe —

Er war zu Marthe getreten und sagte ihr etwas leise. Dann mußte er das Zimmer verlassen haben, ohne daß Justus es bemerkt. Als er die Augen abermals aufschlug, saß Marthe an seinem Bett.

Weiß er es? fragte Justus.

Nein, erwiderte Marthe; er ist noch immer nicht zu Haus. Er soll es nicht erfahren. Laß mich nur machen!

Sie —

Sitzt unten und heult. Der Herr Doktor wird sie jetzt wohl zu Bett schicken. Er hält reinen Mund, weißt Du.

Wie kam es, daß er gerade —

Das kam so. Ich sage Dir das alles morgen.

Was ist es mit meiner Hand?

Morgen, Justus! Jetzt darfst Du kein Wort mehr sprechen.

Er konnte es auch nicht; der Blutverlust aus der zerschnittenen Hand war zu stark gewesen.

Neuntes Kapitel.

Zwei Wochen später, an einem schönen Vormittage, saß Justus auf dem Bänkchen in dem kleinen Garten unter dem Fenster des Zimmers, in welchem sich an jenem Abend die schlimme Scene abgespielt hatte. Schon seit einigen Tagen hatte er hier des Vormittags ein paar Stunden zubringen können, und soweit hatte Doktor Malthus mit seiner Prognose ungefähr recht behalten. Aber geheilt war freilich die Hand noch nicht und würde niemals wieder eine gesunde Hand werden.

Sie müssen es doch früher oder später erfahren, hatte der ärztliche Freund gestern zu ihm gesagt, und ich meine, Sie erfahren es lieber schon jetzt, damit Sie sich überlegen können, wie es nun weiter mit Ihnen werden soll. Ihre Arbeiterepisode ist zu Ende. Sie müßten denn eine Arbeit finden, die mit der rechten Hand allein gethan werden kann; ihre Linke kann Ihnen kein Bergmann in Berlin und kein Billroth in Wien wider arbeitsfähig machen. Also, Justus, denken Sie auf etwas anderes! und Kopf in die Höhe!

Wir werden schon irgend etwas finden und das für den Sohn Ihrer Eltern und den Schüler unseres guten lieben Szonsalla besser sich schickt, als Papierballen schnüren.

Justus betrachtete wehmütig das unförmliche Leinwandpacket, das mit einem Stück der Schiene aus der Binde hervorragte, und das seine Hand sein sollte. Gott sei Dank, daß seine süße Mutter das nicht mehr erlebt hatte! der stolze Vater sich des zum Krüppel gewordenen Sohnes nicht zu schämen brauchte! Etwas, das sich besser für euren Sohn schickt! das ist leicht gesagt, aber was? was? Daumen und Zeigefinger würden gerettet werden. Vielleicht konnte man mit dem Rest noch das Pappel- oder Lindenholz halten, Löffel und Teller für die armen Leute daraus zu schnitzen! Die Burg des Ogre würde darüber nicht in Feuer aufgehen; aber Papierballenschnüren hätte es wohl auch nicht gethan. Ja, wenn Geistesflammen aus jedem Ballen schlügen, und er der Mann wäre, diese Flammen zu entzünden! Aber, war ihm die Hand jetzt gelähmt, der Kopf war es schon längst! Die Arbeit hatte ihn gelähmt. Er hatte es kommen sehen, ganz allmählich: wie ihm das Denken schwerer und schwerer und zu einer unerträglichen Last wurde, die er froh war, abwerfen zu können, um so, ohne Kopfzerbrechen, weiter zu leben durch die öden, gleichförmigen Tage; wie die Phantasien, die ihn sonst im Wachen und im Traume umspielten, von ihm ge-

wichen waren, gleich den Feen vor den Ogreknechten. Den Kopf hoch! den verwüsteten, leeren Kopf! Vielleicht vor zwei Jahren noch, aber jetzt war es zu spät, zu spät!

Er blickte gesenkten Hauptes mit müden Augen um sich. Der Tag war wundersam schön, die Luft nach einer Gewitternacht kühl und labend. Drüben auf der anderen Seite der Straße lag der Sonnenschein so mild, daß die elenden Hütten ordentlich poetisch erschienen. Die Straße selbst war völlig leer: die Männer und Frauen in der Fabrik, oder auf dem Felde, die Kinder in der Schule. Die Levkojen und Nelken in dem Gärtchen dufteten wie an jenem Unglücksabend —

Die arme Frau! Wie die sonst so Kecke, Übermütige jetzt bleich und still in dem Hause herumschlich, kaum wagend, die schönen, verweinten Augen aufzuschlagen! Und war er selbst denn ganz unschuldig? oder wäre er es geblieben in den Armen des schönen Weibes? Gott sei Dank, daß er es mit seinem Gewissen abzumachen hatte! Der gute Doktor Malthus war nicht neugierig, und die stolze Marthe würde nicht gefragt haben, auch wenn Albinka in ihrer Zerknirschung, oder aus Furcht, Marthe möchte sie dem Vater verraten, dem Mädchen nicht gebeichtet und die Schuld auf sich genommen hätte. Auf jeden Fall waren nur die beiden in das Geheimnis eingeweiht. Der Alte wußte es nicht anders, als daß Justus beim

Suchen nach den Schwefelhölzern den Tisch umgeworfen und, indem er denselben halten wollte, sich an dem mit dem Tisch fallenden Messer so grausam verletzt habe. Marthe hatte das alles in beste Ordnung gebracht; Marthe war wieder einmal sein guter Engel gewesen.

Ja, wahrlich, wieder einmal! Wie viel verdankte er nicht schon der Treuen, Guten, Klugen! Nun war sie bereits zum zweitenmal seine Pflegerin in schwerer Krankheit gewesen; und wie viel Leid hätte er sich ersparen können, wäre er immer ihrem Rate gefolgt! Sie hatte nicht gewollt, daß er in das Grafenschloß ging, und gegen ihren Willen war er hier in ihres Vaters Haus gezogen. Als ob sie alles, wie es kommen würde, vorhergesehen mit ihren klugen grauen Augen! So immerdar von diesen Augen überwacht und behütet zu werden! Und warum nicht für immer? Wenn ihre verständige Seele auch von Liebe nichts wußte und schwerlich jemals wissen würde — sie hatte ihn gern. Daß sie anderthalb Jahr älter war als er, was kam darauf an! Irgend eine Arbeit mußte sich doch für ihn finden, würde sie schon für ihn finden; und unter ihren Händen, die ja gewiß nicht müßig blieben, würde viel aus Wenigem. Und auch darin traf es sich: sie wollte fort aus ihres Vaters Hause; er mußte fort. So mochten sie denn beide den Wanderstab ergreifen, vorläufig als Bruder und Schwester, und wenn sie einen Ort gefunden, wo es

gut war und sich eine bescheidene Hütte bauen ließ, als Mann und Frau. Das würde kein Märchenleben sein, wie er es sich einst geträumt mit ihr — mit ihr —

Er seufzte tief und starrte vor sich hin auf die Levkojen und Astern, um die geschäftige Bienen summten. Vielleicht die Nachkommen derer, welche die Mutter groß gezogen in den beiden Körben im Garten hinter dem Hause, wo er so oft gesessen hatte unter dem Fliederbaum auf dem Bänkchen, das er selbst gezimmert, — Hand in Hand mit ihr!

Und wie im Traum zogen vor seines wachen Geistes Aug' und Ohr vorüber all' die holden Scenen, die er in Haus und Garten, in Wiese und Wald mit ihr durchlebt hatte. Wieder strahlten ihm aus der grünen Dämmerung unter den hohen Tannen ihre braunen Augen; wieder glänzte ihm im Sonnenschein der Halde ihr goldenes Haar; wieder tönte ihm durch die Waldesstille ihr silbernes Lachen.

Mein Gott, mein Gott, so bin ich doch einmal in meinem Leben glücklich gewesen!

Und habe es nicht festhalten können, das unaussprechliche Glück, weil ich ein Träumer war, ein blöder Junge, der sich immer scheu im Winkel hielt und sich von jedem den Rang ablaufen ließ. Das war denn freilich nichts für sie, die mit ihrem klugen Kopfe immer so genau wußte, was sie wollte, die mit ihren kleinen Händen so fest zu greifen verstand und nicht wieder losließ, was sie einmal ergriffen!

Da hatte sie denn wohl ein Recht zu dem spöttischen Lächeln, das um ihren süßen Mund zuckte, wenn Hans der Träumer einmal wieder verlegen in der Ecke stand, oder etwas gesagt oder gethan hatte, was sich in der vornehmen Gesellschaft nicht schickte —

Und konnte doch auch wieder so gut sein — so gut: an dem Morgen im seidenen Zelt im Park, als der Graf mich wegjagen wollte — am Abend bei Frau Körner, als ich das Märchen erzählt hatte und sie mir hernach die Hand reichte, die eiskalt war, und mit den leuchtenden Augen zu mir auffsah und leise sagte: Du hast einen Kuß verdient, Sonntagskind, und ich würde Dir einen geben, wären nicht so viel dumme Leute zugegen —

Es wäre ja nicht der erste gewesen!

Und nun vergessen, als hätte ich nie gelebt!

Er fuhr jäh empor aus seinem Traum: eine Stimme von der Straße hatte seinen Namen genannt. Es war der alte Postbote, der jetzt durch die knarrende Gartenthür kam und ihm einen Brief reichte.

Es ist doch richtig?

Justus konnte nur nicken. Der Schrecken hatte ihn der Sprache beraubt: ein Brief von ihr! seit zwei Jahren wieder der erste Brief!

Der Postbote war gegangen. Er starrte noch immer auf die Adresse in den klaren festen Schriftzügen. Also doch nicht ganz vergessen! Aber er selbst hatte sie ja vergessen wollen! Was drängte sie sich wieder

in sein Leben? Wenn er den Brief ungelesen vernichtete!

Und nun hatte er doch das Couvert, das nur leicht verklebt gewesen war, mit der zitternden Rechten geöffnet: die Blätter, die es enthielt, herausgezogen und las:

Berlin, 12. August 188*.

„Mein liebes Sonntagskind!

Ich weiß nicht, ist es ein oder zwei Jahre her, daß ich nicht an Dich geschrieben habe. In jedem Falle ist es nicht meine Schuld, wenn unsere Korrespondenz, die sich anfänglich so gut anließ, ins Stocken geraten ist. Wie soll man mit einem brummigen Sonntagskind korrespondieren, das entweder gar nicht antwortet, oder so kühl, daß die arme kleine Maiennacht sich statt ihrer luftigen Gewänder einen Zobelpelz wünscht! Schade, jammerschade! Wir hätten uns so viel lustige Briefe schreiben können! Denn, weißt Du, Sonntagskind — vielmehr, Du weißt es nicht — daß Du von Zeit zu Zeit Anflüge von einem köstlichen Humor hast, ja, sogar witzig sein kannst. Wie oft bist Du es nicht auf Kosten der armen Maiennacht gewesen, wenn sie, als eine richtige Fee, die sie ist, — mit ihren Aufsätzen nicht zu stande kam oder die verwünschten Exempel nicht ausrechnen konnte! Freilich, im Rechnen warst du auch gerade kein Held, womit es vielleicht zusammenhängt, daß du selber un-

berechenbar bist. Muß ich doch diesen Brief auf gut Glück nach Eisenhammer schicken, während Du vielleicht schon längst, Gott weiß wo anders bist. Aber ich hörte Excellenz Stephan neulich in einer Gesellschaft bei uns sagen: in Deutschland (oder war es im Gebiet des Weltpostvereins?) käme jeder Brief richtig an, und wenn er keine Adresse hätte. Das beruhigt mich einigermaßen über das Schicksal dieses. Und wenn er verloren geht, ist das Unglück so groß nicht. Weiß ich doch nicht einmal, ob Du von der kleinen Isabel überhaupt noch etwas hören willst!

Ja, Sonntagskind, ich bin noch immer die kleine Isabel, wenn ich auch einen halben oder ganzen Zoll gewachsen sein mag; und die Sterne auf den Epauletten der Offiziere stehen mir noch immer zu hoch, nur daß es mich jetzt nicht mehr in Verlegenheit setzt, weil ich jedem auf zehn Schritt ansehe, ob er Second, Premier oder Hauptmann ist. So etwas lernt sich in der Gesellschaft. Du glaubst nicht, Kind, wieviel ich davon in diesen zwei Jahren durchgemacht habe! Es ist endlos. Und da, wie es scheint, jeder Herr, den man mir vorstellt, zum Courmacher wird, die Reihe meiner Courmacher und Anbeter ebenso endlos. Nur mein Sonntagskind fehlt. Und das thut mir leid, denn ich habe es wahrhaftig immer sehr lieb gehabt, wenn es nun auch nichts mehr von mir wissen will.

Warum? weiß ich eigentlich nicht. Es hat doch die kleine Isabel gekannt, als sie sogar noch kleiner

war und trotzdem die Hände nach allem ausstreckte, was glänzt. Nun, dahinter bin ich mittlerweile auch schon gekommen: es ist noch lange nicht alles Gold, was glänzt — wahrhaftig nicht! und man hat seine liebe Not mit den dummen Menschen und mit sich selbst. So habe ich gerade eben eine böse Zeit mit mir selbst durchgemacht und ich weiß nicht, ob der Entschluß, den ich gefaßt habe und von dem dir Mitteilung zu machen ich eigentlich an Dich schreibe, sehr gescheit oder sehr dumm ist. Doch vorher mußt Du noch ein wenig mehr von mir hören, sonst begreifst Du am Ende gar nicht, wie die kleine Isabel zu dem Entschlusse gekommen ist.

Herzensjustus, was habe ich für ein buntes Leben in diesen zwei Jahren geführt! Ich bin in Italien gewesen von der Riviera bis Capri — Monate lang. Dann beinahe ebensolange in Paris, ein paar Wochen wenigstens in London, — ich weiß nicht, wo ich überall gewesen bin. In London hätte ich mich beinahe verlobt; aber da ich das in Rom und Paris beinahe auch gethan hätte — und sogar mehrmals — habe ich es gelassen. In Paris hat es mir am besten gefallen. Die Stadt, die Umgebung, die Luft, die Leute — es ist alles so heiter, so anmutig, leicht und leichtlebig — ich meine, es ist nur ein Versehen, daß ich nicht da geboren bin. Wie man mir denn auch wieder und wieder versichert hat, daß ich französisch spreche wie eine geborene Pariserin. Aber wer hört darauf?

In Rom und London haben sie mich — mit der nötigen Veränderung — dasselbe versichert. Meine polnische Abkunft verleugnet sich eben nicht, was mir sehr zu statten kommt, selbst hier in Berlin, wo — wenigstens in unseren Kreisen — alle Sprachen durcheinander gesprochen werden.

Wir werden übrigens nicht lange hier bleiben — nur ein paar Wochen. Mitte August wollen wir nach Ostende, das ich noch nicht kenne, und worauf ich mich sehr freue.

Wenn ich sage: wir, so ist das die Gräfin, Sibylle, eine neue Gesellschafterin, Mademoiselle Clementine Meunier — die holde Adelaide hat ihren süßen Pastor vor einem halben Jahr geheiratet — der Graf (wenigstens für die erste Zeit) und Baron Schönau.

Du mußt nämlich wissen, daß ich mich mit Baron Schönau verlobt habe.

So, Sonntagskind, nun ist es heraus und ich fühle mich ordentlich leichter. Es mag ja Eitelkeit und Einbildung sein; aber ich hatte das Gefühl, daß Du es nicht gern hören würdest. Und, Sonntagskind, — Du magst es mir nun glauben oder nicht — eigentlich heiratete ich lieber Dich; aber es geht nicht, es geht wirklich nicht. Erstens bist Du noch so sehr jung, und bis Du alt genug bist, kann ich nicht warten — ich werde Dir hernach sagen: warum. Zweitens: ich habe nichts und Du hast auch nichts, nicht einmal

etwas „für die Unsterblichkeit gethan“. Du solltest die Worte von Joseph Kainz hören! Das ist nämlich der erste Held auf dem eben errichteten Deutschen Theater und der beste Schauspieler, den ich je gesehen habe. Alle Welt schwärmt hier für ihn, wenigstens alle Damen — mich ausgenommen. Es ist mein Grundsatz, niemals für etwas mit aller Welt zu schwärmen. Ich finde das so vulgär. (NB! Nur wenn alle Welt für mich schwärmt, finde ich es nicht vulgär, sondern in der Ordnung.) Bei Kainz fällt mir ein Morgen im Walde ein, wo ich Dir erklärte, ich würde Schauspielerin werden. Gott, Sonntagskind, wie dumm muß ich da noch gewesen sein! Schauspielerin! Lieber Himmel, das kann man bequemer haben! Man spielt ja in der Gesellschaft fortwährend Komödie! Und dann, weißt Du, wenn ich keine Dame sein könnte, möchte ich lieber nicht leben; und ich glaube, es ist sehr schwer, eine Schauspielerin und eine Dame zu sein — was ich darunter verstehe. Also mit uns beiden — das „wär' zu schön gewesen“ und hat wohl deshalb nicht sein sollen. Und weshalb ich so lange nicht warten konnte, bis Du unsterblich warst? Liebes Kind, es ist sehr schwer, Dir das klar zu machen, wenigstens in einigen Punkten. Daß ich in diesen zwei und ein halb Jahren die Gräfin — trotzdem sie mich noch immer anbetet — herzlich satt bekommen habe, wirst Du mir aufs Wort glauben. Ich halte sie — unter uns —

für mehr als halb verrückt, und sie sollte, wenn nicht in einer Irrenanstalt, so doch mindestens in einer Anstalt für Nervenkranke sein, wo sie nur die Ärzte und die Wärterinnen mit ihren unglaublichen Schrullen quälen kann. Wäre es nur wenigstens leicht mit Sibylle zu leben! Sie ist ja, wie Du weißt, die Güte und die Liebe selbst und hat noch immer ihr freundliches Lächeln für meine Thorheiten und meinen Übermut; aber sie kränkelt fortwährend, bringt die Hälfte der Zeit im Bett, oder doch auf dem Sofa zu und darüber ist sie so fromm geworden! — Du erinnerst Dich, daß sie dazu immer eine grandiose Anlage hatte. Nicht, daß sie einem ihre Frömmigkeit aufdrängte! aber wenn man selber so gar kein Talent zur Gottseligkeit hat, weiß man wirklich manchmal nicht, ob man lachen, oder sich ärgern soll. So z. B.: wir sprechen über Dich — was nebenbei nicht selten geschieht — und ich finde — mit Deiner Erlaubniß — daß Du mit Deiner Donquixoterie, Arbeiter sein zu wollen, eine Sünde an Dir selbst begehst. Sie schlägt die schönen Augen zur Zimmerdecke auf, faltet die weißen Hände über dem Busen und sagt: er ist auf dem rechten Wege: Selig sind, die arm sind, denn sie werden Gottes Kinder heißen. — Ich wollte erwidern: ja, Gott weiß, daß er ein Kind ist; aber ich schwieg, was in solchem Falle immer das beste ist. Wozu sich streiten? It does n't pay.

Indessen, mit Mutter und Tochter hätte ich es wohl noch ein paar Jahre ausgehalten; mit Vater und Sohn ist es nicht auszuhalten. Und hier ist der dunkle Punkt, den ich versuchen würde, Dir zu erklären, wären wir unter vier Augen und dürften uns einmal ordentlich ausschwatzen, wie in den guten alten Zeiten. Schriftlich ist es unmöglich. Mit einem Worte: es geht nicht, geht so nicht länger. Wenn die beiden miteinander durchaus schlecht stehen müssen, will ich wenigstens nicht die Veranlassung oder doch die hauptsächlichste Veranlassung sein — das bin ich der Familie, die mich bei sich aufgenommen hat — das bin ich mir selber schuldig. Ich muß also das einzige thun, was einer Dame unter solchen Umständen übrig bleibt: meinen Rückzug antreten, d. h. heiraten.

Du fragst, warum gerade Schönau? Einmal weil, wer die Wahl hat, die Qual hat und ich die Qual der Wahl übersatt habe. Sodann behauptet er, ich habe ihm schon damals versprochen, daß ich ihn heiraten wolle, wenn ich sechzehn Jahr sei. Ich erinnere mich nicht, es versprochen zu haben, was man so wirklich versprechen nennt. Irgend etwas der Art mag ich ja gesagt haben — was sagt man nicht alles, wenn man vierzehn Jahr ist! Jedenfalls würde ich mich dadurch nicht gebunden erachten, wenn er nicht wirklich — in seiner Art — ein lieber Mensch wäre und der mich — glaube ich — aufrichtig lieb

hat. Nicht daß er von „Sich auf Ehre das Leben nehmen müssen“ 2c. spräche, wenn ich ihn verschmähte — Gott sei Dank! Ich habe davon genug gehört. Aber Du weißt, Schatz, mit meinem Geburtsschein und was in das Kapitel gehört, steht es ein wenig mißlich. Ein anderer würde sich doch vielleicht daran stoßen — er nicht. Er erklärt, mich heiraten zu wollen, und wenn ich von einem Stern auf die Erde herabgestiegen wäre (NB! das erste poetische Bild, das ich je aus seinem Munde gehört habe und wahrscheinlich das letzte, das ich hören werde). Ich rechne ihm das hoch an, und so werden wir denn wohl in England getraut werden, wo man, wie man mir sagt, mit diesen Dingen weniger Umstände macht als bei uns. Er besitzt noch andere Vorzüge, die in meinen Augen schwer wiegen. Ich finde, daß es auf Erden nichts Lästigeres giebt als Verwandte. Er hat keine, oder so gut wie keine; und so passen wir darin vortrefflich zu einander. Wir ergänzen uns auch sonst in erfreulicher Weise: ich bin arm, er ist passabel reich; ich bin ein bischen eigensinnig, er ist die Gutmütigkeit selbst; ich habe eine capriciöse Phantasie, er hat gar keine; ich habe wenig Verstand, er hat noch weniger. Enfin: es wäre alles gut, wenn er nur nicht Axel hieße. Ich finde den Namen schrecklich — ich bin immer geneigt, statt dessen Daxel zu sagen. Und er hat nur den einen, sodaß ich ihn nicht einmal umtaufen kann. What is there to be done? Wir wollen

im Herbst heiraten. Ich würde Dich nicht zur Hochzeit laden, auch wenn sie nicht in England stattfände. Aufrichtig gestanden: dazu habe ich Dich zu lieb, Du mein liebes Sonntagskind.

Und nun muß ich schließen. Weiß ich doch nicht, ob Du auch nur bis hierher gelesen hast! Bitte, beantworte diesen Brief und mache dadurch das schwere Herz ein wenig leichter

Deiner armen Maiennacht.

P. S. Soeben kommt Edith zu mir — Miß Brown, weißt Du, die schon seit einem Jahre Frau Dr. Eberhard ist — ganz aufgeregt — über Dich! Sie korrespondiert von Zeit zu Zeit mit unserer Frau Oberdirektor, und die hat ihr geschrieben, daß Du wirklich noch immer in Eisenhammer in der Fabrik arbeitest und Dich kürzlich ein Unfall getroffen habe — eine schwere Verletzung der Hand — an einer Maschine, vermute ich. Armer Junge! Nun auch das noch! Vielleicht hat es das Gute, daß Du Dich jetzt, wenn Du mit den Händen nicht weiter arbeiten kannst, auf Deinen Kopf besinnst, in dem so viele prächtige Gedanken wohnen. Du mußt es schon deshalb, Justus, weil sonst sehr wenig Aussicht ist, daß wir uns im Leben wieder begegnen. Das wäre jammerschade. Wir sind uns in unseren jungen Jahren schon so viel gewesen und müssen uns in der Zukunft noch viel mehr sein. Leb' wohl, Sonntagskind!"

Justus hatte das letzte der Blätter, — es war ihrer eine ganze Anzahl gewesen — auf den Schoß sinken lassen und starrte mit brennenden Augen vor sich hin. Jetzt erst wußte er, daß er sie wirklich verloren hatte. Ein unsägliches Wehgefühl stieg in seiner Brust auf. Er wollte nicht weinen, und die Thränen, die ihm in die Augen traten und von den Wimpern auf seine Wangen tropften — das war ja nur Schwäche von der Krankheit her. Und dann war es doch stärker als er, und, Stirn und Augen in die gesunde Hand drückend und sich seitwärts in die Ecke der Bank lehnend, brach er in wildes Weinen aus, nur eines wünschend, es möchte ihm das Herz darüber brechen.

Eine leichte Berührung seiner Schulter machte ihn in die Höhe fahren. Es war Marthe. Er wußte, daß sie im Hause war, hatte sie auch in der Küche schaffen hören, aber sie über dem Briefe vergessen, so daß ihr plötzliches Erscheinen ihn erschreckte. Sie war sehr bleich und ein seltsamer Ausdruck lag in ihren grauen, forschenden Augen.

Ich wollte nur nicht, daß Dich die Leute so sähen, sagte sie. Du hast einen Brief von ihr?

Ja, erwiderte Justus; sie hat mir schreiben wollen, daß sie sich verlobt hat.

Ich wußte es, sagte Marthe, indem sie sich bückte, einige Blätter, die auf den Boden gefallen waren, aufzuheben, um sie zu falten und mit den anderen wieder in das Couvert zu thun.

Wie ist das möglich? fragte er verwundert. Ihr schreibt einander doch nicht?

Nein, sagte Marthe ruhig; ich glaube, meine Briefe würden ihr nicht viel Freude machen und ihre mir auch nicht. Ich weiß es nicht von ihr —

Sie schwieg ein paar Augenblicke, während eine lebhafte Röte über ihre blassen Wangen huschte, und fuhr dann mit etwas unsicherer Stimme fort:

Ich wollte anfänglich nichts davon sagen; aber Frau Oberdirektor meint, man brauche sich dessen nicht zu schämen, was man in guter Absicht für einen Freund thue; und ich muß es schon sagen, damit Du etwas vorbereitet bist und sie nicht heute etwa gar vergeblich kommt —

Die Frau Oberdirektor? rief Justus verwundert; aber um Himmelswillen, warum denn?

Von Marthes Wangen war die Röte längst wieder gewichen, ja, sie war womöglich noch blasser als vorher und ihr Atem ging rasch. Sie hatte sich zu ihm auf die Bank gesetzt und einen Moment ihre Hand auf seinen rechten Arm gelegt.

Höre mich ruhig an, Justus! sagte sie. Du kannst hier nicht bleiben — das ist ausgemacht; weder im Dorf, wo es nichts für Dich zu thun giebt, noch bei uns im Hause. Aber wohin Du von hier gehen und was Du nun beginnen sollst, weißt Du nicht. Ich wußte es auch nicht, so viel ich auch darüber nachgedacht habe. Da ist mir eingefallen, daß Du, während Du auf dem Schlosse warst, mit der Frau Oberdirektor bekannt

geworden bist und sie Dir so gut gefallen hat. Ich meinte, da habest Du ihr wohl auch gefallen und — und — ich bin vor einigen Tagen — am Sonnabend — bei ihr gewesen und habe sie gefragt. ob sie vielleicht guten Rat wüßte.

Ja, kanntest Du sie denn? fragte Justus erregt.

Marthe schüttelte den Kopf.

Wozu? sagte sie; es handelte sich nicht um mich, sondern um Dich. Und das weiß hier bei uns jeder, daß sie eine gute Frau ist. Da war es doch nicht so schwer. Aber nun mußt Du es mir auch nicht so schwer machen und mich so starr und zornig ansehen. Ich habe nicht für Dich gebettelt; ich habe sie ja nur gefragt, ob sie nicht einmal über Dich mit dem Herrn Oberdirektor sprechen wolle. Sie hat sich nicht lange bitten lassen, sondern gleich ja gesagt, und sie wolle selbst an einem der nächsten Vormittage — wahrscheinlich am Dienstag — das ist heute — herüberkommen und sich nach Dir umsehen. Da kann sie jeden Augenblick hier sein —

Und von ihr hast Du erfahren, daß Isabel —

Ein Schatten flog über des Mädchens Gesicht. Es war ja augenscheinlich, daß ihm im Vergleich zu der wichtigen Nachricht sein eigenes Schicksal gleichgültig war.

Ja, sagte sie; sie nannte mir auch den Namen der Dame, die es ihr geschrieben hat; ich habe ihn aber vergessen. Justus, nicht wahr, Du wirst nun recht verständig sein? Versprich es mir!

Sie hatte ihm wieder die Hand auf den Arm gelegt und sah ihn an mit einem Blick, der ihn durchschauerte. So voll Sorge und Angst hatte wohl manchmal seiner Mutter Blick auf ihm geruht; aber es lag noch etwas anderes darin, das er sich nicht zu deuten wußte.

Auch blieb ihm keine Zeit zur Antwort. Aus der Seitengasse schräg gegenüber, welche auf die mit dem Dorfe parallel laufende Chaussee mündete, bog ein offener Wagen im schnellen Trab der beiden kräftigen Schimmel in die Hauptgasse und hielt alsbald vor dem Hause.

In dem Wagen saß eine einzelne Dame, die den beiden jungen Leuten vor der Thür einen freundlichen Gruß zunickte und, ehe noch Marthe durch das kleine Vorgärtchen zu ihr eilen konnte, bereits auf dem Boden stand.

Justus hatte die Dame nur einmal bei Lampenlicht und in Haustoilette gesehen, aber er würde, auch ohne daß Marthe sie ihm angekündigt, gewußt haben, daß es Frau Körner war. Wie ein Blitz schoß die Erinnerung an jenen Abend durch seine Seele, und zum erstenmal während dieser zwei Jahre wollte ein Gefühl der Beschämung über die Arbeiterbluse, die er auch heute trug, in ihm aufsteigen. Aber er kämpfte es wacker nieder und trat mit leidlicher Haltung der Dame entgegen.

Zehntes Kapitel.

Marthe war, nachdem Frau Körner auf dem kurzen Wege vom Wagen bis zur Hausthür ein paar leise Worte mit ihr gewechselt hatte, ins Haus gegangen. Nun reichte Frau Körner Justus, wie vorhin Marthe, freundlich die Hand und sagte:

Sie haben sich so sehr verändert; ich hätte Sie schwerlich wiedererkannt — oder doch: an den Augen. Marthe hat Ihnen gesagt, daß ich den Wunsch habe, mit Ihnen zu sprechen. Ich erlaube mir anzunehmen, daß ich Ihnen nicht unwillkommen bin. Wollen wir uns hier auf die Bank setzen, wo wir ungestört plaudern können? So! Und nun zuerst mein herzliches Bedauern, daß Sie ein so schwerer Unfall getroffen hat. Marthe sagt mir, Sie haben viel Schmerzen auszustehen gehabt und sind auch noch nicht frei davon. Wenn Sie sich zu einer längeren Unterhaltung zu angegriffen fühlen, sagen Sie es offen; ich komme dann ein andermal.

Frau Körner hatte ihre Absicht, Justus die Befangenheit wegzusprechen, unter der er augenscheinlich litt, vollkommen erreicht. Wieder überkam ihn das Gefühl wie bei der ersten Begegnung, daß diese Frau anders sei, wie die andern, daß man zu ihr unbedingtes Zutrauen haben dürfe, ja müsse, wie zu einem alten Freunde, oder einem bewährten Arzte. Und dabei sah die nach seiner Rechnung höchstens Dreißigjährige mit ihrem kleidsamen, ja eleganten Promenadenkostüm, in dem milden Vormittagslicht so jung und frisch aus und viel hübscher, als sie in seiner Erinnerung stand, daß es auch mit der Verschiedenheit der Jahre nicht mehr so viel auf sich hatte. An die Arbeiterbluse, in der er steckte, dachte er schon gar nicht mehr. So dankte er ihr denn mit freiem Mut für ihre teilnehmende Güte, die durch nichts in der Welt verdient zu haben, er sich völlig bewußt sei.

Ich glaube, Sie irren sich, sagte Frau Körner mit freundlichem Lächeln, und sogar doppelt. Nach meiner Auffassung verdienen alle Menschen unserer Teilnahme, die in Sorge und Not sind, deshalb, weil sie es sind, auch wenn sie zu uns in keiner persönlichen Beziehung stehen und sich vielleicht durch eigene Fahrlässigkeit, Unverstand, meinetwegen Schlechtigkeit in diese Sorge und Not gebracht haben. Bei Ihnen trifft von dem allen nur das eine zu, daß es Ihnen mißlich, sehr mißlich ergeht. Daß es Ihnen so ergeht, daran tragen Sie keine Schuld, man müßte denn es dem

Menschen zur Schuld anrechnen, wenn er nach seinem besten Wissen und Gewissen handelt. Schließlich, stehen wir denn zu einander nicht schon in persönlicher Beziehung? Sind Sie nicht mein Gast gewesen? Haben wir nicht gemeinschaftliche Samariterdienste an der alten Frau geleistet? Und wenn die Gesellschaft aus dem Schloß sich an jenem Abend bei mir nicht zu Tode gelangweilt hat, so verdanke ich es Ihnen, der Sie uns allen durch die Erzählung Ihres Märchens eine so schöne Stunde bereitet haben.

Frau Körner unterbrach sich selbst durch ein kurzes herzliches Lachen.

Wenn ich sagte: uns allen, so habe ich den Mund wohl etwas zu voll genommen. Es waren ihrer einige da, die aussahen, als würde ihnen ein Capitulo aus Dantes grauser Hölle vorgelesen — oder etwas noch Schlimmeres; aber Sie hatten doch die Majorität für sich: die hübsche englische Miß, die beiden jungen Damen und wahrhaftig nicht in letzter Linie mich. Ich kann Ihnen sagen, daß ich noch oft und oft an Ihre Dichtung gedacht habe und sie Ihnen, glaube ich, wenn nicht Wort für Wort, so doch ziemlich getreu wiedererzählen könnte. Haben Sie in der Zwischenzeit etwas Neues gedichtet?

Ein wehmütiges Lächeln zuckte über Justus' bleiches Gesicht.

Ich hatte keine Zeit dazu, gnädige Frau; erwiderte er, unwillkürlich einen Blick auf seine gesunde

Hand werfend, welche die Spuren harter Arbeit so deutlich zeigte.

Verzeihen Sie, sagte Frau Körner; die Frage war dumm, hat aber doch das Gute, daß sie uns sogleich medias in res führt. Wenn man einen Litteraturprofessor zum Vater hat, bleiben so ein paar Phrasen aus den alten Sprachen an einem hängen und, Gott sei Dank, auch die Freude an der Litteratur und allen denen, welche etwas Tüchtiges in derselben geleistet haben, oder zu leisten berufen sind. Ich habe die feste Überzeugung, daß Sie es sind. Ich gebe zu, daß auch einem, der es nicht ist, ausnahmsweise etwas poetisch Schönes, wie Ihr Märchen, gelingen kann — obgleich es selten vorkommt, und man bei genauerem Zusehen finden würde, daß das für poetisch schön Gehaltene im Grunde doch nur Anempfindung und — immerhin unbewußte — Kopie ist. Aber für mich spricht zu Ihren Gunsten noch anderes. Ich glaube nicht, daß jemand ein Dichter — überhaupt Künstler — sein kann, der sich nicht zu begeistern vermag — ich meine: für eine Idee. Ob es eine wahre oder falsche — das ist Sache des Verstandes, des Bildungsgrades, vielleicht nur des Glücks, des Zufalls. Auf die Begeisterungsfähigkeit kommt es an. Die haben Sie. Die Begeisterung für eine himmlische Schönheit, die auf Erden keine bleibende Stätte hat und haben kann, hat Ihnen Ihr Märchen diktiert; und wenn Sie, der Sie goldene Geschmeide

kunstvoll formen können, sich in eine Arbeit stürzten, die jeder zu leisten im stande ist, der nur gesunde Arme hat, so haben Sie sich wieder von einer Idee begeistern lassen, die ich die letzte wäre, eine falsche zu nennen: von der Überzeugung der Heiligkeit der Arbeit in jeder Gestalt. Ich habe Ihnen mit dem allen nur sagen wollen, aus welchen Quellen meine Teilnahme für Sie und Ihr Schicksal fließt, im voraus überzeugt, und jetzt — nach dem Ausdruck Ihres Gesichtes — darauf gefaßt, daß Sie aus falscher Bescheidenheit meine schönen Argumente nicht werden gelten lassen.

Nicht aus falscher Bescheidenheit, erwiderte Justus, sondern aus inniger Überzeugung. Was Sie die Idee meines Märchen nennen, das hat mir doch wohl nur sehr dunkel vorgeschwebt, und es war viel weniger die Huldigung einer Idee, als —

Die eines Individuums — sagte Frau Körner lächelnd, als Justus errötend schwieg. Das thut nichts. Die Begeisterung, wenn sie sich aufschwingen soll, muß immer ein reales Sprungbrett haben.

Dann, fuhr Justus fort, hatte die zweite Idee, von der ich nach Ansicht der gnädigen Frau begeistert gewesen sein soll, ein sehr reales: ich mußte zu der ersten besten Arbeit greifen, wenn ich nicht verhungern wollte.

Und der Hunger thut weh, sagte Frau Körner, keiner aber weher als der ungestillte nach unseren

Idealen. Ich lasse es mir nun einmal nicht ausreden — auch von Ihnen nicht — Ihr eigentliches Ideal ist das Schöne, und nie im Leben werden Sie ein Gefühl der Befriedigung haben, wenn es Ihnen nicht gelingt, oder Sie durch äußere Umstände verhindert sind, der Idee des Schönen, die in Ihnen lebt und von der Sie leben, in Werken der Kunst zum Ausdruck zu bringen — soweit das eben in Ihrer Kraft steht. Und nun hören Sie geduldig zu, wie nach meiner Ansicht die Hindernisse, welche Sie von der Verfolgung Ihres wahren Zieles abhalten, zu überwinden sind. Von der geisttötenden Arbeit, die Sie getrieben haben, kann ja nach Ihrem Unfall nicht mehr die Rede sein. Aber freilich arbeiten müssen Sie, denn: il faut vivre; und wenn sich auch jemand fände, der Ihnen die Mittel böte, Ihren Studien ungehindert obzuliegen, so würden Sie das Anerbieten zurückweisen, wie ich weiß, daß Sie es bereits gethan haben. Jene Arbeit, von der ich spreche, muß leider wieder eine mechanische oder doch halb mechanische sein, denn nur solche gewährt Ihnen in Ihrer jetzigen Lage den nötigen Vorteil unmittelbaren, sofortigen Verdienstes. Wiederum darf die Arbeit keine erdrückende sein, sondern eine, die Ihre physischen und geistigen Kräfte schont und Ihnen hinreichend viel freie Stunden läßt, in denen Sie sich selbst, will sagen: Ihrem Talente leben dürfen. Geben Sie mir wenigstens darin recht?

Ganz gewiß, gnädige Frau, sagte Justus, und ich bewundere den Scharfsinn, mit dem Sie meine Lage beurteilen.

Das nebenbei, erwiderte Frau Körner. Es handelt sich jetzt um die Ausführung meines Programms. Die denke ich mir nun so: Sie treten in eines der Bureaus meines Mannes — meinetwegen zuerst als einfacher Schreiber, damit Sie sich in die Atmosphäre eingewöhnen, bis sich denn bald herausgestellt hat, was Sie in dieser Branche sonst noch etwa leisten können. Offen gestanden: ich vermute, das wird nicht eben viel sein; aber darauf kommt es auch gar nicht an. Sondern darauf, daß Sie Ihren Lebensunterhalt mit einer Arbeit gewinnen, die immerhin herzlich monoton und sicher wenig nach Ihrem Geschmacke, aber ehrlich ist und vor allem Sie nicht aufreibt. Und ganz und gar nutzlos für Ihre Zwecke wird auch dieses prosaische Bureauleben nicht sein. Es giebt dabei immerhin Menschen zu beobachten, intime Blicke in mannigfache Verhältnisse zu werfen. Genaue Kenntnis der Menschen und Verhältnisse ist zu jeder Zeit Wehr und Waffe des Poeten gewesen, und ist es heute, wo die Poesie kaum noch etwas anderes als Schleppenträgerin der Wissenschaft zu sein beansprucht, mehr als je, womit ich gewiß nicht gesagt haben will, daß auch Sie sich zu dieser Schleppenträgerei hergeben sollen. Mit anderen Worten: ich meine, hier ist eine Möglichkeit für Sie, sich weiter für Ihren wahren Beruf, den ich

in der Dichtkunst sehe, vorzubereiten, indem Sie in Ihren Mußestunden die durch Ihre mißlichen Verhältnisse unterbrochenen Studien wieder aufnehmen, wobei dann sicherlich Ihre dichterischen Pläne in aller Stille weiter reifen werden, bis sie die Hülle sprengen und sich an das Licht des Tages wagen dürfen. Darüber mögen immerhin noch ein paar Jahre vergehen. Sie haben ja noch so viele vor sich! Um Bücher und andere gelehrte und ungelehrte Hilfsmittel brauchen Sie nicht zu sorgen: mein Vater hat eine reiche Bibliothek, die für mich immer offen ist. Fehlt etwas, so verschaffen wir es uns von wo andersher.

Frau Körner hatte sich so in Eifer hineingeredet, daß ihre Wangen gerötet waren und ihre blaugrauen Augen glänzten. Dabei hatte sie immer schneller und schneller gesprochen, ohne daß sie trotzdem je nach einem Worte zu suchen brauchte. Justus hatte so gut noch nie sprechen hören, und war in das eigenartige Wesen der jungen Frau so versunken gewesen, daß er für den Augenblick selbst den Brief, den er in die Brusttasche seiner Bluse gesteckt hatte, vergaß und, als sie jetzt einen Moment schwieg, wie aus einem Traume erwachend, tief aufatmete.

Gefällt Ihnen mein Vorschlag nicht? fragte Frau Körner.

Ich weiß nur nicht, wie ich Ihnen danken soll, murmelte Justus.

Damit hat es ja Zeit, fuhr sie munter fort. Übrigens bin ich auch noch nicht zu Ende. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß mein Mann von meinem Plane unterrichtet und mit ihm einverstanden ist. Ich thue überhaupt nichts ohne ihn und in unserem Falle ist er selbstverständlich der ausschlaggebende Faktor. Sie kennen meinen Mann nicht?

Ich habe den Herrn Oberdirektor ein paarmal gesehen, wenn er hierher kam, die Fabrik zu inspizieren; erwiderte Justus.

Ebenso, wie er Sie.

Justus blickte erstaunt auf.

Zum erstenmal während der Unterredung kam in das Gesicht der jungen Frau ein Ausdruck von Verlegenheit; aber nur für einen Moment; dann fuhr sie mit ihrer heiteren Sicherstelligkeit fort:

Ich muß und will ganz offen gegen Sie sein. Es ist weder für meinen Mann, noch mich ein Geheimnis gewesen, daß Sie hier in der Fabrik arbeiteten. Ich hätte Sie schon deshalb nicht aus den Augen verlieren können, weil ich durch meine Freundin, Miß Brown, die jetzt Frau Eberhard ist, und mit der ich, wenigstens gelegentlich, korrespondiere, von den Vorkommnissen in der gräflichen Familie hinreichend au courant gehalten werde. Von dem tragischen Geschick, das Ihnen die Eltern auf einmal raubte, hat ja die ganze Gegend gesprochen, ebenso von dem Tode des

guten Pfarrers, Ihres väterlichen Freundes und Lehrers. Daß Sie dann in die Fabrik eintraten, ist wiederum mehr kommentiert worden, als Sie vermuten mögen. Auf alle Fälle wußte es mein Mann und ich durch ihn. Ich hätte Ihnen schon damals gern meine Hilfe angeboten, fügte mich aber der Ansicht meines Mannes. Er ist, wie, glaube ich, alle self-made men, der Meinung, daß jeder Mensch nicht nur seines Glückes Schmied sei, sondern sein solle und müsse. Gewisse Nachrichten aus dem gräflichen Lager überzeugten mich, daß Sie es noch ganz speciell sein wollten, und so sah ich mich zu einer Unthätigkeit und scheinbaren Teilnahmlosigkeit gezwungen, die mir peinlich genug waren. Nun, da Sie sich nach menschlichem Ermessen mit eigenen Kräften nicht weiter helfen können, kann der famose Grundsatz des help-yourself — an dessen durchgängiger Richtigkeit ich, so wie so, meine starken Zweifel habe, — nicht länger in Frage kommen. Über die geschäftlichen Details werden Sie von meinem Mann das Nötige erfahren. Was Ihre Einrichtung betrifft, so müssen Sie mir schon erlauben, was da hingehört, in meine Hand zu nehmen. Es macht sich alles viel leichter, als Sie denken mögen. Aber, wie gesagt, diese nachträglichen Kleinigkeiten überlassen Sie, bitte, mir. Nur noch eines: ich weiß durch Marthe, die es wieder von Doktor Malthus hat, daß Ihnen Ihr Zustand in wenigen Tagen die Übersiedelung erlauben wird. Bis dahin kann ich mit den

wenigen zu treffenden Vorbereitungen bequem fertig sein und Sie haben Zeit, von hier Abschied zu nehmen — von den Orten, an denen Ihre teuersten und auch traurigsten Erinnerungen für immer haften; von den Menschen, die sich durch ihre Liebe und Treue ebenso einen Ehrenplatz in Ihrem Herzen verdient haben: dem wackeren Anders, der guten Marthe. Den braven Mann kenne ich noch nicht; daß ich Marthe jetzt kennen gelernt habe, ist mir eine Freude — und mehr als das gewesen. Großer Gott, wenn wir von solchen Menschen nur ein paar immer in unserer Nähe hätten, welch unermeßlicher Gewinn wäre das! Aber nun muß ich wieder fort. Himmel, bereits halb elf! und um elf erwartet mich mein Mann, der um zwölf verreisen will, zum Frühstück! Nun, die Schimmel werden es schon leisten. Johann!

Der Kutscher, der während dessen die Dorfstraße langsam auf- und abgefahren war, hatte gerade wieder einmal das Haus erreicht und hielt auf den Ruf der Herrin. Marthe, die den Ruf gehört hatte, trat aus dem Hause. Frau Körner hatte es so eilig, daß sie Justus und Marthe nur eben die Hand reichen und zu der letzteren, während sie bereits mit ihr durch das Gärtchen schritt, sagen konnte: Wir sind völlig im Reinen, und ich danke Ihnen noch vielmals.

Dann saß sie im Wagen; die Pferde zogen an;

sie winkte mit der Hand zurück, bevor das Gefährt in die Nebengasse bog.

Justus war gesenkten Hauptes zu der Bank zurückgeschritten und saß nun da, vor sich niederstarrend, gerade wie Marthe ihn gesehen hatte, als sie das erstemal aus der Thür trat. Sie stand ein paar Schritte von ihm entfernt, ihn traurigen Blickes betrachtend. Sie wußte, daß er ihre Nähe vergessen hatte; sie las in seiner Seele, als ob es ein offenes Buch gewesen wäre. Was war ihm die Gegenwart, was die Zukunft, nachdem er unwiederbringlich sie verloren, die er sein Leben lang geliebt und lieben würde, so lange er lebte! Und nun überkam es sie wie grimmer Zorn.

Justus! sagte sie in dumpfem Ton.

Er blickte auf; sie hatte diesen leeren, weltfremden Blick erwartet.

Justus, sagte sie noch einmal, an die Bank herantretend, aber ohne sich zu setzen; besonders dankbar brauchst Du mir nicht zu sein. Ich habe, als ich zu der Frau Oberdirektor ging, mehr an mich gedacht als an Dich.

Du wolltest mich aus dem Hause haben, sagte er. Ich weiß es, und es versteht sich auch jetzt ganz von selbst.

Freilich, sagte Marthe. Das war das eine; und dann wollte ich doch wissen, wo Du bliebst, wenn Du von hier gingst, weil ich jetzt selbst von hier muß.

Du? rief Justus erstaunt.

Oder will, fuhr sie fort; Du kennst meinen alten Wunsch. Ich habe ihn der Frau Oberdirektor gesagt und ob sie mir vielleicht behilflich sein könne. Sie hat sogleich nach Berlin geschrieben und heute schon — sie hat es mir vorhin gesagt, als sie aus dem Wagen stieg — die Antwort, daß ich jeden Augenblick komme könne — zu Doktor Eberhard, weißt Du, der jetzt erster Assistenzarzt an dem Augusta-Hospital ist, wo ich zur Krankenpflegerin ausgebildet werden soll.

Ich wünsche Dir viel Glück, sagte Justus.

Es klingt nicht so, sagte Marthe.

Gewiß, sagte er: von Herzen, von ganzem Herzen. Ich wünschte nur —

Was —

Ich könnte mit Dir in die weite Welt!

In ihrem Herzen schrie es: komm mit! mit mir! Du sollst es nicht bereuen; aber ihre Lippe schwieg.

Was soll denn hier aus der Wirtschaft werden? fing Justus nach einer Weile wieder an.

Dafür ist gesorgt, erwiderte Marthe. Vater soll zum Werkmeister aufrücken und ein gutes Gehalt haben, sodaß sie nicht mehr in der Fabrik mitzuarbeiten braucht und für die Wirtschaft sorgen kann.

Weiß der Vater es schon?

Er wird es wohl heute vom Inspektor erfahren.

Er wird Dich sehr vermissen, Marthe.

Ich kann ihm nicht helfen. Man darf nicht immer nur an andere denken. Dabei kommt nichts heraus.

Ein solches Wort aus Marthes Munde würde Justus noch vor einer Stunde stutzig gemacht haben. Jetzt ging es spurlos an ihm vorüber. Er dachte nicht an andere, auch nicht an sich selbst, versunken in ein namenloses Wehgefühl, das beinahe zum physischen Schmerz wurde, als sei der leichte Brief da an seiner Brust ein Centnergewicht und drücke auf sein Herz schwerer und immer schwerer, daß er ersticken zu müssen meinte. Mit einem dumpfen Stöhnen sprang er auf und eilte an Marthe vorbei in das Haus.

Marthe war an der Thür stehen geblieben. Ihre dunklen Brauen bildeten nur noch eine Linie; ihre Lippen waren zusammengepreßt.

Die Schule, welche ein paar Häuser weiter die Straße hinauf lag, war zu Ende; die Kinder drängten heraus; ein Rudel barfüßiger Jungen kam schreiend die Straße herabgejagt. Von der Fabrik her ertönte das Nebelhorn, die Mittagspause verkündend.

Christoph und Boleslaw stürmten durch das Gärtchen herein. Sie hatten — sehr gegen ihre Gewohnheit — jeder ein Lob aufzuweisen.

Das ist brav, sagte Marthe, ihnen die blonden Köpfe streichelnd. Ich habe Euch auch was Gutes zu Mittag gekocht. Geht nur immer hinein! Ich komme gleich.

Wieder wollte sie in das dumpfe Brüten verfallen, aber mit einem heftigen Ruck richtete sie sich auf. Ihre Lippen krümmten sich zu einem bitteren, verächtlichen Lächeln.

Wenn sie seiner noch wert wäre, murmelte sie; aber so!

Das untere Ende der Straße fing an, sich von den heimwärts eilenden Fabrikarbeitern zu beleben.

Marthe trat in das Haus.

Viertes Buch.

Aus dem Tagebuch eines Einsamen.

Der Titel ist nicht neu; aber ich habe zwei Gründe, ihn für diese Aufzeichnungen zu wählen. Erstens fällt mir kein besserer ein, und zweitens scheint er in der That die passende Flagge, um die Ware zu decken.

Ich vermute nämlich stark, daß die Ware etwas bunt sein wird, wie es sich für ein richtiges Buch nicht schickt, aber in einem, das keinen Anspruch darauf macht, von fremden Augen gelesen zu werden, sondern nur meinem eigenen Nutzen und Frommen dienen soll, verzeihlich, ja, selbstverständlich ist.

Meinem Nutzen und Frommen. Ganz gewiß, wenn sie mit dem Worte, das sie mir heute Nachmittag im Garten sagte, recht hat — und wann hätte sie das noch nicht gehabt? — „Es kommt jetzt gar nicht so sehr auf das an, was Sie schreiben, sondern darauf, daß Sie schreiben. Mein Vater pflegt zu sagen: er denke überhaupt nur, wenn er schreibe. Das ist eines der Paradoxen, in denen er sich gefällt. Aber ein gut Teil Wahrheit steckt doch darin.“

Sie citiert ihren Vater so gern und behauptet, sie verdanke ihm alles, womit sie mir nur beweist, daß sie seine Neigung zu Paradoxen allerdings von ihm geerbt hat. Und ihre erstaunliche Belesenheit, ihre intime Kenntnis der modernen Sprachen, und daß sie ihren Horaz und ihren Tacitus mindestens so fließend liest wie ein guter Primaner — das alles und so noch vieles mag sie ihm wohl zu verdanken haben. Aber wenn jemand fest in seinen eigenen Schuhen steht, so ist sie es. Ich meine, wenn sie von ihrem Gatten sagt, daß er ein self-made-man sei, so darf man sie — die Sache vom praktischen Gebiet auf das moralische und rein geistige übertragen — mit allem Fug ein self-made-woman nennen.

Heute Nachmittag die zwei Stunden im Garten! Ich habe mir schon beinahe ein Anrecht auf diese Sonntagnachmittagstunden erworben, das nun leider das Spätherbstwetter nicht mehr voll gelten lassen will. Aber heute war es wunderlieblich. Der mildeste Sonnenschein fiel durch die schon halb kahlen Bäume, von denen manchmal ein todmüdes Blatt lautlos zu den anderen auf den Boden herabschwebte. Aus den hohen Fichten, die als Grenzwächter zwischen dem Direktorgarten und dem gräflichen Park stehen, sang eine Schwarzdrossel. Die süßen, langgezogenen Töne störten unser Gespräch nicht; aber auch nicht der gelegentliche Jubel der auf dem Rasen spielenden Kinder: des sechsjährigen braunäugigen Wolfgang und der

fünfjährigen Erna, die ihrer Mutter geistvolle graublaue Augen hat und mein Liebling ist. Auch Baby that es nicht, die in ihrem Wiegewagen den beneidenswert tiefsten Schlaf schlief; auch Hanka nicht, das hübsche polnische Kindermädchen, das keine hundert Wörter deutsch versteht und von dem, was wir sprachen, kaum eines verstanden hätte.

Von dem, was wir sprachen! Was war es doch nur? Nun ja, daß ich schreiben soll — was ich hiermit gehorsamst thue — und — es ist sträflich, wie wenig ich eigentlich von dem behalte, was sie sagt. Der Grund, glaube ich, ist, weil sie es so gut, so sehr gut sagt. Es ist bewunderungswert; und in der Bewunderung der schönen Form achte ich nicht, wie ich sollte, auf den tiefen Gehalt. Es kommt gar nicht vor, daß sie, wie wir anderen Menschen, nach einem Worte suchte; und so klingt, vielmehr ist denn alles so ungesucht, erscheint so selbstverständlich, als ob es gar nicht anders sein könnte. Wenn sie vielleicht ein wenig weniger schnell spräche! Es wird mir manchmal schwer zu folgen. Aber dann ist wieder der Klang ihrer Stimme so sympathisch! Seltsam! Und sie schreibt eine so schwere, ungefüge, fast kindische Hand, ganz das Gegenteil von den klaren, sicheren, wie hingezauberten Schriftzügen einer anderen Hand, die —

Liebes, sogenanntes Tagebuch, so vertraut bin ich mit dir in dieser kurzen Stunde noch nicht geworden, daß ich dir alles sagen könnte. Später vielleicht, wenn

wir erst besser miteinander bekannt sind, und mir nicht, wie jetzt, in dem Moment, wo ich an sie denke, das Herz in der Brust bleiern schwer wird —

Da fällt mir doch noch eines ihrer Worte ein. Wir sprachen — vielmehr sie sprach über unsere moderne Litteratur. Es ist seltsam, sagte sie, früher rühmten sich die Dichter, von der Muse auserwäht zu sein, und nannten sich Bewohner des Parnaß. Heute schlagen unsere jungen Leute vor dem bloßen Verdacht, sie möchten sich so himmlischer Gnade rühmen, drei große Kreuze; sagen, — leider nicht im Sinne des Béranger'schen Chanson, der auch der meine ist: — Je suis vilain et très-vilain, und sind stolz, wenn die Wissenschaft sie als bescheidene Helfershelfer gelten läßt. Wollen sie denn lieber dienen als herrschen, ist das ihre Sache. Aber sägen die Herren so eifrig an dem Ast, auf dem sie sitzen, dürfen sie sich freilich nicht wundern, wenn der Ast bricht und sie, in den Augen aller Verständigen wenigstens, tiefer fallen, als ihre Philosophie sich träumen läßt. (NB. Ich habe noch nichts von Béranger gelesen und muß sie gelegentlich um die „Chansons“ bitten.) —

Nein, in der Gesellschaft der besten der Frauen bin ich wirklich nicht einsam; aber, als ich später bis zum Einbruch der Nacht durch die Umgegend streifte — ja, da ist mir der Titel zu meinem Tagebuch gekommen. Außer den Rehen, die auf den Stoppelfeldern standen und aus sicherer Entfernung den

Wanderer ruhig betrachteten, ein paar Hasen, die ich gelegentlich aus der Ackerfurche aufstieß, den Krähen, die um die Ruine des Burgbergs krächzten und flatterten — kein lebendes Wesen weit und breit. Der Burgberg ist derselbe, den wir an dem Nachmittage ihres Namensfestes zu Wagen besuchten, und den ich, weil ich ihn nicht gut vermeiden kann, in den Bereich meiner Spaziergänge gezogen habe. In den Park, trotzdem er unmittelbar hinter unserem „alten Schloß" beginnt, habe ich noch keinen Fuß gesetzt. Neulich habe ich zum erstenmale das „neue Schloß" wieder gesehen. Ich kam aus einer Richtung, wo ich die Wege noch nicht kannte, und da lag es plötzlich über die Wiesen weg von der Terrassenseite im vollen Abendschein. Mir war, als wenn die Wunde an meiner Schläfe wieder aufbräche, im Herzen fühlte ich wie einen Stich und ich wandte schnell die Augen weg. Wenn die Bäume erst völlig kahl sind, werde ich den Anblick auch von uns aus nicht mehr ganz vermeiden können. Vielleicht bin ich bis dahin zur Vernunft gekommen.

Auch den Wald betrete ich freiwillig nicht. Er soll als eine breite Mauer zwischen meiner Gegenwart und der Vergangenheit liegen. Freilich dem guten Anders werde ich doch die zwei Besuche, die er mir im Laufe der Zeit hier bereits gemacht hat, erwidern müssen; aber dann soll es auf der Chaussee geschehen, die ich sonst verabscheue. „Q'y a-t-il de plus beau

qu'un chemin?“ sagt George Sand in „Consuelo“. Dabei hat sie sicher nicht an eine Chaussee gedacht; und wenn sie unsere gekannt hätte mit den traurigen Pappeln und der noch traurigeren Staffage der Einspänner, an deren überlanger Deichsel der abgetriebene Gaul trottet, während der Bauer betrunken auf seinem Sitze nickt; und der armen Männer, Burschen und Weiber, die zur Arbeit gehen, oder von der Arbeit kommen und ihr Schuhzeug — wenn sie welches haben — um es zu schonen, in der Hand tragen — beim Himmel, sie hätte gesagt: Q'y a-t-il de plus laid!

Ja, ich habe niemand drüben als den alten Freund, der die Trennung von seinem geliebten Kinde mit dem Stoicismus eines Cato trägt. Und wen hätte ich hier? Sie freilich, die einzige Frau, und die süßen Kinder. Aber sonst? Menschen freilich genug. Und mein oberster Chef — doch das ist ein langes, schwieriges Kapitel, dem ich mich heute Nacht nicht mehr gewachsen fühle. Da will ich lieber — es kommt ja nicht darauf an, was ich schreibe, sagt sie! — das Gedicht endlich zu Papier bringen, das in dem schrecklichen Augenblick geboren wurde, als sie mir mit so kühlen Worten ihre Verlobung meldete:

Da stehst du nun an deiner Liebe Grabe!
O Gott, was ist da alles mitgebettet!
Von deines Herzens übervoller Habe
Für deine Zukunft hast du nichts gerettet.

Sie starrt dich an mit grassen, hohlen Blicken:
Was suchst du weiter noch auf dieser Erden?
Für ihn, der einst so reich, will sich's nicht schicken,
So kläglich arm, so bettelarm zu werden.

Ja, hättest du ein Königreich verloren,
Dir blieben doch der Wahlstatt Schranken offen;
Hätt'st Schwert und Lanze, Roß und gold'ne Sporen,
Und wer noch kämpfen kann, der darf noch hoffen.

Wie aber willst du dir zurückerjagen
Das Herz, das sich von deinem hat gewendet?
Hier gilt's nicht mehr zu wetten und zu wagen;
Der Vorhang fiel; das Stück, es ist beendet.

So schleich' denn still hinweg in deine Kammer;
Da rinn' dir von der Wange Thrän' um Thräne.
Doch besser tausendmal: erwürg' den Jammer
Und klemm' zusammen deine starken Zähne.

O, glaube dies mir: der hat überwunden,
Der gänzlich Schiffbruch litt mit seinem Herzen;
Ihn äffen nicht mehr liebesel'ge Stunden,
Ihn foltern nicht mehr todesbitt're Schmerzen.

Noch gestern Sklav', heut' ist er Herr geworden,
Und hoch darf er das Haupt, das stolze, tragen,
Der Ärmsten spottend, die im Narrenorden
Als Schächer an das Kreuz sich lassen schlagen.

Der Wächter pfeift die Mitternachtsstunde ab. Es klingt genau so wie das Geschrei eines großen Kauz. Im Anfang hielt ich es auch dafür: warum sollten um das graue Gemäuer nicht die Käuze schreien? Man sagte mir, es sei der Wächter. Ich glaubte es

nicht, bis ich ihn selber sah. Da war die Sache denn freilich klar: er sieht einem alten, vermauserten Schuhu zum Verwechseln ähnlich.

Ist das ein Wetter heute Nacht! Um meinen Turm heult der Sturm wie ein hungriges Raubtier; die mächtigen Fichten vor dem Fenster stöhnen und knarren, als sei ihre letzte Stunde gekommen. Mit den schönen Sonntagnachmittagstunden ist es definitiv zu Ende. Wie lieb von ihr, mich dafür heute zum Kaffee einzuladen! Es war in demselben behaglichen Raum, in welchem ich an jenem Abend mein Märchen erzählte. Sie hat es wirklich halb auswendig behalten, während ich es aus dem Gedächtnis nicht mehr reproduzieren könnte. Ich sagte ihr, daß Komtesse Sibylle den „praktischen" Schluß vorzöge, wo Hubert, als Maiennacht ihm entschwunden ist, zum Eremiten geht, selber Eremit wird und noch viele, viele Jahre im Dienst der Armen und Elenden verbringt. „Das ist gewiß auch ein schöner Gedanke und ganz im Geiste der frommen jungen Dame;" sagte sie, „aber so poetisch wie der andere, wo dem jungen Jäger nach dem Tode der Geliebten das Herz bricht, ist er nicht. Die Poesie soll eben logischer sein als das Leben, und was in der Wirklichkeit sich zerfasert, zu einem straffen Knoten zusammenschürzen. Die Wirklichkeit kann nicht konsequent sein, wenn sie sich erhalten soll; die Poesie muß es sein und erhält sich nur dadurch."

Dann kamen wir auf Béranger zu sprechen, in dessen „Chansons“ ich seitdem fleißig gelesen hatte, und natürlich auch auf das Gedicht, dessen Refrain ist: „Je suis vilain, vilain, vilain.“ Es ist die Antwort des Dichters auf die hämische Bemerkung seiner Feinde, daß er, der liberale Sänger, doch ein ‚de‘ vor seinem Namen habe:

Eh quoi! j'apprends que l'on critique
Le ‚de‘ qui précède mon nom.
Etes-vous de noblesse antique?
Moi, noble? oh, vraiment, messieurs, non —“

Er will nichts mit dieser Sorte Noblesse zu schaffen haben: „J'honore une race commune —“

Ich sagte, ich möchte nur deshalb ein Von vor meinem Namen haben, um es ironisieren zu können, wie Béranger hier sein de, und mochte dabei wohl etwas eifrig geworden sein. Denn sie lächelte ein paarmal und sagte endlich: alles ganz schön und gut und schließt doch nicht aus, daß Sie, wie alle Dichter, ein geborener Aristokrat sind. — Ich wollte erwidern, es würde darauf ankommen, was sie unter Aristokrat verstehe, kam aber nicht mehr dazu. Der Chef trat herein und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Ich empfahl mich auch bald. Ich muß im Gebrauch der Freiheit, die man mir gewährt, vorsichtig sein.

Nein! Dies Wetter! Nun klatscht auch noch der Regen gegen die Scheiben, jedenfalls nur, um mir das Gefühl der Sicherheit und Wohligkeit hier in meinem Turmgemach zu erhöhen.

Und das alles verdanke ich ihr! Sie ist so gut wie sie klug ist, und das will wahrhaftig etwas sagen. Wie hat sie es verstanden, mir hier eine Position zu schaffen, die ganz meinen Wünschen entspricht. Es ging mir doch sehr gegen den Strich — ich fürchte, die Phrase zeichnet sich nicht durch Eleganz aus — wie könnte man es sonst ausdrücken? Es wurmte mich doch? — Das ist häßlich! — Es wollte mir doch gar nicht gefallen? — Das ist matt! — Lassen wir es also — daß ich, wenn ich in eines der Bureaus kam, in den Dienst des Grafen trat. Aber ich sagte nichts; wie hätte ich auch in meiner Lage Bedingungen stellen dürfen! Sie hat es ohne dies herausgefühlt, und ich bin nicht Schreiber in einem gräflichen Bureau, sondern Privatsekretär des Oberdirektors; arbeite auf seinem Privatbureau, werde aus seiner Tasche bezahlt, habe ein Zimmer in seiner Wohnung, über deren Räume er, wenn es auch eine Dienstwohnung ist, selbstverständlich frei verfügen kann. Meine Mahlzeiten nehme ich in dem Wirtshaus, und das ist wiederum weise von ihr geordnet. Es wird so wenigstens der Schein einer gewissen Unabhängigkeit gewahrt, der verloren ginge, wenn sie mich, wie ihre Dienerschaft, im Hause verköstigte. Unter Marthes Regime war das anders. Da war ich Gleicher unter Gleichen und konnte mit der Familie an demselben Tisch aus derselben Schüssel essen —

Wie mir bei jeder Gelegenheit der Vergleich zwischen

Frau Eva — ich darf sie ja wohl in der Verschwiegenheit meines Tagebuches so nennen? — und Marthe kommt! Es ist freilich nicht zum Verwundern. Gleichen sie sich doch in einer Beziehung völlig: in der selbstlosen Güte, mit der sie sich des von aller Welt Verlassenen angenommen haben, daß die liebevollste, treueste Schwester es nicht besser vermöchte. Und wie ähneln sie sich in so vielem anderen! nur daß bei Frau Eve, wie es ja nicht anders sein kann, alles um ein paar Töne höher und feiner gestimmt ist, ungefähr so, wie die beiden Kinder verschieden sind auf dem Stahlstiche nach einem niederländischen Bilde, den ich neulich in einem ihrer Albums sah, und der ein kleines Prinzeßchen, oder dergleichen, und ihr Milchschwesterchen vorstellt. Auch spricht sie von Marthe, die, wie es scheint, ihr von Zeit zu Zeit schreibt, mit unbedingter Achtung. Mir hat Marthe noch kein einziges Mal geschrieben. Ich weiß nicht, warum nicht.

Nun aber wird's doch fast zu toll. Das Wasser bleibt schon nicht mehr draußen; es hat, wie es scheint auf dem breiten Fensterbrett einen stattlichen See gebildet, aus dem jetzt eine Kaskade plätschernd auf die Dielen fällt. Wenn es noch der Trockenheit meines Tagebuches Abhilfe schaffte!

Ob ich wohl dem Chef eine persona grata bin, oder er mich nur duldet, weil sie es wünscht? Eine hohe Meinung hat er von mir nicht — das ist sicher,

und ich wäre der letzte, ihm das zu verübeln. So viel Mühe ich mir auch gebe, meine Sache gut zu machen: wie sorgfältig ich auch seine Konzepte mundiere, seine Brouillons ausarbeite, wie schnell und sicher ich auch nach seinem Diktat schreibe — es sind das, lieber Oktavio, erstens keine Heldenstücke, und zweitens hat der Mann längst heraus, daß er trotzdem mit mir schon bis an die Grenze meiner Leistungsfähigkeit gekommen ist, oder, es anders auszudrücken, daß ich ein Dummkopf bin. Ich muß es in seinen Augen sein, der offenbar ein praktisches Talent allerersten Ranges, meinetwegen ein Genie ist. Wenn ich sehe, was der Mann alles in seinem Kopfe hat, befällt mich ein Schwindel. Ich glaube, da ist kein abgelegenstes Gebiet menschlicher technischer Thätigkeit, das er nicht nach allen Richtungen durchmessen hat. Handelt es sich um Kohle, Stahl, Eisen, Cellulose, Gold, Kupfer, Linnen, Baumwolle, — er kennt jede Industrie, jede Methode der Herstellung, Gewinnung, als hätte er sein Leben lang in der betreffenden Branche und nur in ihr gearbeitet. Als Frau Eve mir sagte, daß er mich in unserer Fabrik gesehen, schien mir das verwunderlich, jetzt nicht mehr. Er sieht eben einfach alles. Ich weiß es, seitdem ich bereits mehrmals das etwas ängstliche Vergnügen gehabt, ihn auf seinen Inspektionsfahrten begleiten zu dürfen. Der Himmel weiß, welche Mühe ich mir in diesen zwei Jahren gegeben, hinter die Geheimnisse der Cellulose- und Papier-

fabrikation zu kommen, um am letzten Tage von den sieben Siegeln des verschlossenen Buches kaum den einen ein wenig gelöst zu haben. Was da in den Stahlhämmern, den Kohlenwerken u. s. w. vorgeht, ist wahrlich nicht minder kraus — er liest es herunter wie ein A-B-C-Buch. Er kennt jede Maschine, als habe er sie selbst gemacht. Chemie, Statik, Physik und wie die unheimlichen Wissenschaften sonst heißen — er ist in ihre schwärzesten Tiefen eingedrungen und steckt den Herren vom Fach, welche die Sache doch eigentlich besser wissen müßten, oft Lichter auf, die ihnen in die Augen beißen. So ist er denn auch von seinen Beamten wohl mehr gefürchtet, als geliebt, obgleich ich ihn nie heftig, kaum unfreundlich gesehen habe, und überzeugt bin, daß er einer Ungerechtigkeit völlig unfähig ist. Es kommt ihm überall nur auf die Sache an; aber, sagt Frau Eve, gerade das ist in den Augen so vieler Menschen eine Todsünde.

Da wäre ich denn glücklich wieder bei ihr angelangt: der Lieben, Guten, Klugen, die ich wohl auch die Schöne nennen würde, wenn mein Schönheitsideal nicht ein für allemal fest stände. Ja, ein für allemal, obgleich sein irdisches Abbild, zu dem ich so lange anbetend aufgeblickt, von dem Piedestal herabgestürzt ist und in Trümmern auf dem Boden liegt.

Die Lampe findet, daß sie für heute Abend ihren Dienst gethan hat. Gute Nacht denn! Wem? Wer fragt danach, ob ihm der Einsame gute Nacht wünscht!

Ich habe ihr das Gedicht vorgelesen; ich war in der rechten Stimmung: den Tag vorher war ihre Vermählungsanzeige eingetroffen, adressiert an den Chef, mit dem Baron Schönau in geschäftlicher Verbindung gestanden hat, oder noch steht. Da sie weiß, wo ich jetzt bin — ich hatte es ihr geschrieben, als ich ihr im Herbst in ein paar Zeilen zu ihrer Verlobung gratulierte — galt die Adresse vielleicht auch mir. Jedenfalls habe ich keine Anzeige bekommen. Das verlohnte sich nicht der Mühe!

Die Vermählung hat wirklich in England stattgefunden, wo das junge Paar auch einen Teil des Winters bei nahen Verwandten des Barons auf dem Lande zubringen will. Im ersten Frühjahr gehen sie nach Italien. So hat mir Frau Eve aus einem Briefe der Frau Dr. Eberhard vorgelesen. — Sie ist jetzt beinahe siebzehn. Wie schön sie gewesen sein mag — —

Als ich das Gedicht vorlas, zitterte meine Stimme, und ich kam mir mit einemmale recht albern vor, als ich dann aufblickte und ihre klugen Augen mit einem so ernsten Ausdruck auf mir ruhen sah. Ich hatte das Gefühl, daß diese Augen mir bis auf den tiefsten Grund der Seele blickten. Auch hat mich dies Gefühl gewiß nicht betrogen, wenngleich die herrliche Frau alles, was sie dann sagte, in Ausdrücken und Wendungen vorbrachte, die in keinem Worte persönlich waren und deren tieferen Sinn ich doch, wenn ich Ohren zu hören hatte, wohl verstehen konnte.

Zuerst fand sie das Gedicht, obgleich einzelnes zu loben sei, im ganzen nicht gut: die Empfindung, die der Dichter schildern wolle, sei noch nicht hinreichend abgeklärt, habe einen Stich ins Pathologische, der den feineren Hörer verletze. Der Dichter, und besonders der lyrische, müsse immer Schillers Wort im Auge behalten, daß die Hand, die von Leidenschaft zittert, die Leidenschaft nicht schildern solle, weil künstlerisch nicht schildern könne; und in jungen Dichterseelen nehme die Wärme, mit der sie ihr — ihnen sonst gemütlich gleichgültiges — Thema erfaßten, oft einen Hitzegrad an, der der wirklich gefühlten Leidenschaft gleich zu erachten sei und dieselben poetisch üblen Folgen habe. Ich dachte, wie das zu Franzens Wort im Götz stimme: jetzt wisse er, was den Dichter mache: „ein ganz von einer Empfindung volles Herz“ — war aber klug genug, zu schweigen. Sie aber wußte sicher, wovon mein Herz voll war, und, wenn mein Mund auch davon nicht übergehen durfte, es mir eine Wohlthat sei, von ihr reden zu hören. So redete sie denn von ihr — ach, so süß! — ich hätte jauchzen und weinen mögen zu gleicher Zeit! Sie habe nie ein anmutigeres Geschöpf gesehen und würde den Mann, der so vielem Zauber widerstehen könne, kaum für einen Mann halten. Da sei es denn freilich begreiflich, daß der jungen Schönheit die ganze Männerwelt zu Füßen gelegen habe und vermutlich weiter liegen werde. Und sie habe wohl daran gethan, so früh zu

heiraten, um der Gefahr zu entgehen, in dem Huldigungstaumel, der sie umschwärmt, ihre Empfindungen zu zersplittern und ihr Herz abzustumpfen. Auch müsse sie aus gewissen Andeutungen in den Briefen der Frau Dr. Eberhard schließen, daß sie, indem sie das gräfliche Haus verließ, einen Beweis ihres Taktes und ihrer Ehrlichkeit geliefert habe. Sie hätte, wie es scheint, nicht länger bleiben können, ohne die Zwietracht, die so schon in der Familie herrsche, noch höher zu schüren, vielleicht eine Katastrophe heraufzubeschwören. Möge der Himmel geben, daß diese Bedenken und Rücksichten nicht für sie allein maßgebend gewesen seien! Wenn sie bedächte, wie tief Baron Schönau in intellektueller Beziehung unter ihr stehe, so könne es fast den Anschein gewinnen. Dann dürfe man aber auch wieder nicht vergessen, wie kapriciös die Neigungen gerade hochbegabter Frauen seien, und es wäre ungerecht, Baron Schönau nicht eine Reihe löblicher Eigenschaften zuzubilligen. Er sei, trotzdem er ein Lebemann gewesen, wie andere seines Standes, eines ehrlichen Attachement wohl fähig, wirklich harmlos, im hohen Grade gutmütig — mit einem Worte zum Gatten eines schönen, mit Recht anspruchsvollen und — wie denn das zu sein pflege — etwas selbstherrlichen, nicht leicht traitablen Wesens ganz geeignet. Sie habe nur eine Sorge: er wisse nicht mit Geld umzugehen, das er nach dem frühen Tode seiner Eltern unter der Leitung, vielmehr Mißleitung eines

mehr als nachsichtigen Vormundes immer vollauf gehabt habe. Hoffentlich werde die junge Frau da ein Einsehen haben, das jedenfalls not thue. Die drei Schönauschen Güter repräsentierten ein stattliches Vermögen, aber seien bereits mit einigen schweren Hypotheken belastet, und dergleichen Lasten hätten die leidige Natur der Schwämme im Wasser. Sie brauche mir wohl nicht zu sagen, daß sie ihre Wissenschaft, wie alles, was den Weltlauf angehe, ihrem Gatten verdanke.

Wie mich diese Mitteilungen aufgeregt hatten! Ich bin hernach durch die abendlichen Felder geschweift, ohne einen Gedanken festhalten zu können, ziellos, bis ich mich endlich auf dem Burgberg fand. Da — im Licht der Sterne, die aus dem schwarzen Himmel machtvoll herabfunkelten — habe ich mich auf die Knie geworfen und dem Mund, der mir heilig ist, aus tiefster Seele gedankt, daß er sie so brav, wie schön genannt hat; und zu den Mächten, die Gewalt über uns haben, gefleht, sie möchten an ihr das bittere Herzeleid, das sie mir angethan, nicht heimsuchen und sie glücklich machen, glücklich — glücklich —

Freilich, als ich dann wieder hier in meinem engen Zimmer war und die hohen Sterne mir nicht mehr leuchteten, der Nachtwind nicht mehr auf feierlichen Schwingen über die weiten Flächen herangerauscht kam — da wurde es wieder dunkel in mir und mein

Herz krampfte sich zusammen in bitterem Groll. Was hat der Mann vor mir voraus? seine paar Lebensjahre, und daß er Baron ist und drei Rittergüter sein nennt — Dinge, die des Zufalls sinnlose Hand ausstreut, wie der Wind den Tannensamen. In jeder anderen Eigenschaft, in der Herz und Geist mitsprechen — und meinetwegen auch die Sehnen und Muskeln — will ich es mit ihm wagen. Und ich habe sie geliebt seit meiner frühesten Knabenzeit; ich habe Jahre und jahrelang nur für sie, nur ihr zu Gefallen gelebt; für sie Leiden erduldet, die meine Jugend und Jugendlust versehrt haben, wie Mehltau die frischen Blüten! Und sie wird mit dem Manne nicht glücklich werden — es ist unmöglich, wenn es auch kein böser Ogreprinz ist, sondern ein gutherziger Dutzendkavalier. Kind dieser Welt, wie sie scheint, sie kann wohl ihre Feennatur verleugnen, nicht sich von ihr lösen. Und der Tag wird kommen, wo sie sie nicht länger wird verleugnen wollen und dann — armer gutherziger Dutzendkavalier! Dann wirst du heulend wünschen, du hättest dir dein Weib gesucht unter den Töchtern deinesgleichen, denen nicht im Traum danach verlangt, tanzen zu wollen in den Lüften mit ihren Gespielinnen beim Schein des Mondes in der Maiennacht.

Ich fange an zu fühlen, daß die Hand, die von Leidenschaft zittert, nicht nur keine guten Verse schreiben kann, sondern auch keine gute Prosa. Und

am Ende kommt es doch auch ein wenig darauf an, wie wir schreiben. Auf jeden Fall ist es für heute Nacht genug.

Vergangenen Sonntag brachte mich ein glücklicherweise schnell vergangenes Unwohlsein Babys um meine Nachmittagsstunde bei ihr. Ich benutzte die frei gewordene Zeit, meinem lieben Anders den längst schuldigen Besuch abzustatten. Die Wahl des einzuschlagenden Weges war nicht länger von meiner Empfindung abhängig; ich mußte die Chaussee nehmen; im Walde lag der Schnee zu tief. Auch die Chaussee war kaum gangbar, trotzdem hier und da ein Dutzend Leute thaten, als ob sie die Passage frei machen wollten, und ein kupfernasiger Landgendarm auf einem mageren Klepper sich eine besonders böse Stelle nachdenklich betrachtete. — Mein altes Dorf sah in dem trüben Nachmittagslicht mit seinen halb im Schnee begrabenen Hütten unsäglich traurig aus, und der Aufenthalt in des alten Freundes freudlosem Hause war wahrhaftig nicht geeignet, mich heiterer zu stimmen. Sie hatten mich erwartet, und wir tranken zusammen Kaffee: Anders, Albinka und ich, während die Jungen in der Kammer neben der Wohnstube ein etwas geräuschvolles Wesen trieben. Anders rauchte seine Pfeife; Albinka strickte an einem Strumpf — jedenfalls mir zu beweisen, daß sie jetzt

ein häusliches Weib sei. Die Unterhaltung schlich mühsam dahin. Ich konnte es nicht verhindern, daß die Rede auf den bösen Zufall kam, der mich um den freien Gebrauch meiner Hand brachte, die ich vorzeigen mußte: ob keine Aussicht sei, daß die beiden zusammengekrümmten Finger wieder gebrauchsfähig würden? ob ich noch manchmal Schmerzen verspüre? u. s. w. Die arme Albinka that mir leid; sie wurde abwechselnd blaß und rot. Endlich konnte sie es nicht mehr aushalten und verließ unter irgend einem gemurmelten Vorwande das Zimmer. Ich weiß nicht, was mit ihr ist, sagte Anders. Sie hat sich ganz verändert, will nicht mehr tanzen, kaum, daß sie einmal aus dem Hause geht. — Albinka kam wieder herein; ich fragte nach Marthe. Sie ist mit Dr. Eberhard aus dem kleineren Hospital, in welchem sie anfänglich war, nach der Charité übergesiedelt, es geht ihr gut; aber sie schreibt selten und immer ganz kurz: sie habe keine Zeit zum Schreiben.

Endlich durfte ich wieder aufbrechen; Anders begleitete mich noch ein Stück des Weges in den dunkelnden Abend hinein. Natürlich wurden unsere alten Themata wieder durchsprochen. Es ist rührend, wie fest der Mann in seinem Glauben an die allein seligmachende Kraft der socialdemokratischen Lehre steht. Und in dem einen hat er ja zweifellos recht: unsere herrschende Wirtschaft ist ohnmächtig gegenüber dem immer massenhafter auftretenden Elend der breiten

unteren und untersten Schichten des Volkes. Ihre Anhänger bekennen sich ja auch zu dieser Ohnmacht, wenn sie einräumen, daß dieses Elend ein für allemal eine gesellschaftliche Notwendigkeit und nicht auszurotten, im besten Falle abzuschwächen und abzulindern sei. — Und die wenigstens diese Konzession machten, seien noch die besten, meinte Anders; die anderen lebten gedankenlos in den Tag hinein und ließen den lieben Gott sorgen; und dann gäbe es ganz schlechte, die ordentlich ihre Freude daran zu haben schienen, wenn sie den Armen noch tiefer in sein Elend stießen. Zu denen gehöre unser Graf. Bis vor kurzer Zeit hätten von alters her die notorisch Armen die Vergünstigung gehabt, die Bretter zu den Särgen ihrer Verstorbenen von den Förstereien unentgeltlich geliefert zu erhalten; jetzt habe der Graf dekretiert, daß davon in Zukunft Abstand genommen werden solle. — Ich konnte Anders sagen, daß der Oberdirektor auf das energischste gegen diese barbarische Knickerei, leider vergeblich, remonstriert habe. Ich hätte das betreffende Schreiben selbst mundiert. — Ich glaube es schon, sagte Anders; aber siehst Du, das ist es eben: auch die Besseren, zu denen der Oberdirektor gewiß gehört, sie haben keine Macht und können keine haben, so lange sie sich nicht entschließen, das Übel an der Wurzel anzufassen, das heißt: ihre ganze Gesellschafts- und Wirtschafts-Theorie und -Praxis über Bord zu werfen. Und davon ist der Herr Ober-

direktor schließlich so weit entfernt, wie der Herr Graf selbst.

Wollte Gott, ich hätte dem guten Anders unrecht geben können. Ich konnte es nicht.

Ich kam sehr traurig nach Hause.

Ich kann die Erinnerung an den Nachmittag bei Anders nicht aus dem Gedächtnis bringen. Wie grenzenlos häßlich war das kahle Zimmer! wie dumpfig die Luft! Es war nur eine Stunde, die ich da zubrachte, und ich habe zwei Jahre und darüber dort verlebt! Wenn ich daran denke, komme ich mir vor wie der Reiter über den Bodensee. Sollte sie doch recht haben, wenn sie mich einen Kryptoaristokraten nennt? Nun ja, ich habe einen instinktiven Abscheu gegen alles Häßliche. Aber ist das Aristokracismus? In einem gewissen Sinne vielleicht, in dem höheren und höchsten gewiß nicht. In höherem und höchsten Sinne ist Vater Anders ein tausendmal besserer Aristokrat als unser Graf, obgleich er gelassen durch eine Pfütze geht, wenn er sich damit einen Umweg erspart, und es mit dem Wechsel seiner Leibwäsche nicht allzu genau nimmt. Es giebt eben physische, meinetwegen ästhetische Häßlichkeiten und moralische. Im gewöhnlichen Verstande billigt man nur dem aristokratische Neigungen, oder Gesinnungen zu, der einen Widerwillen gegen die ersteren hat, mag er die

letzteren auf eine noch so leichte Achsel nehmen. Aber Goethe läßt seinen Orestes sagen: „Und habe die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne, komm, folge mir ins dunkle Reich der Schatten!“ Freilich haben Goethe und sein Griechenprinz dabei schwerlich an die Schatten gedacht, die über ihrem dunklen Reich in den Hütten der Armen und Elenden drohend schweben.

Wenn es so fortgeht, wirst du, liebes Tagebuch, weder dick werden, noch ein hohes Alter erreichen. Die letzte Aufzeichnung ist von Ende November und jetzt schreiben wir Ende Februar. Aber ich mußte wirklich meine freien Stunden zusammenhalten; ich habe zu viel nachzuholen. Ich kam dahinter, als sie mich um die grammatische Erklärung einer Stelle im Tacitus fragte, und ich ihr die Antwort schuldig bleiben mußte, mich jedenfalls nicht mit vollen Ehren aus der Affaire zog. Ich habe mich fürchterlich geschämt, obgleich sie mich liebreich damit zu trösten suchte, daß eine Cellulosefabrik schließlich kein lateinisches Gymnasium sei. Und mit dem Lateinischen geht es noch, nachdem ich jetzt die alten Freunde wieder vorgenommen habe; aber die Lücken im Griechischen werden wohl so weiter und weiter klaffen. Vater Homer ist mir noch immer gnädig und soll und wird es bleiben; die Tragiker e tutti quanti müssen sich als Ersatzmänner gute Übersetzungen gefallen

lassen. Es ist ein großer Trost für mich, daß es Goethe und Schiller nicht besser ergangen ist; und ein noch viel größerer, daß sie sich durchaus damit einverstanden erklärt und mich dringend ermahnt, in meinen Studien stets des Wortes von Benjamin Franklin eingedenk zu sein, und „meine Pfeife nicht zu teuer zu kaufen“.

Nun ist der Frühling wieder da in all' seiner Pracht und — sie schon seit zwei Wochen in Italien! Welch ein seltsam elend Ding ist doch das menschliche Herz! Als die liebe Frau mir das heute aus einem Briefe der Frau Dr. Eberhard mitteilte, nun ja! es stieg ein dumpfes Wehgefühl in meiner Brust auf, und die Augen wurden mir heiß. Aber es ging doch schnell vorüber, wie die Schmerzen, die ich manchmal noch in meiner Hand spüre, wenn das Wetter umschlägt. In Italien! mein Gott, ich denke noch daran, wenn der gute Pfarrer in der Geographiestunde, die er uns gemeinsam gab, von Italien erzählte: dem Monte Pincio, von dem man über die ewige Stadt wegsieht bis zu St. Peter; dem Forum, dem Kolosseum, der Via Appia, die durch die braune Campagna, vorüber an zerfallenen Grabmälern und den Ruinen stolzer Aquaducten, zu den blauen Sabinerbergen führt; dem lachenden Neapel mit dem Vesuv, von dessen Spitze ein Rauchwölkchen flattert; der schimmernden Kette der Städte und Städtchen, die

sich um den Golf schlingt; von einem Orte, hoch oben auf dem Vorgebirge, den er, glaube ich, Scaricatojo nannte, wie da die beiden Golfe von Neapel und Amalfi mit ihren ragenden Felseninseln: Capri, Ischia, Procida, zugleich vor den trunkenen Blicken des Beschauers liegen — und ich, wenn der gute Mann so begeistert sprach, nur in ihre Augen sah, die immer größer und glänzender wurden, während die roten Lippen sich öffneten und die feinen Nasenflügel zuckten, als wollte sie den Duft der Rosen einatmen, die an den weißen Mauern hinaufklettern, und der Goldorangen, die durch das dunkle Laub der Gärten schimmern — es war mein höchster Traum, all' die Herrlichkeiten auch einmal in meinem Leben zu sehen — nicht allein! — mit ihr, die ja von allem Guten, was mir wurde, das Beste hatte — und jetzt! und jetzt! Jetzt ist sie in dem Lande meiner Sehnsucht — nicht mit mir! Mit ihm, den ich hasse!

Thörichter Knabe, der ich bin! Da setze ich mich hin, mir zu beweisen, daß ich ruhig an sie denken, mich brüderlich ihres Glückes freuen kann; zu den Glücklichen gehöre, die, was einmal nicht zu ändern ist, vergessen, und schreibe mich in eine Aufregung hinein, die mir von alle dem das Gegenteil beweist!

Was würde Frau Eve sagen, wenn sie mich so sähe? Mich schelten? Dazu ist sie zu gut, zu mitleidsvoll. Aber mir vielleicht raten, endlich das Gedicht fertig zu machen, mit dem ich ihr zeigen wollte,

daß ich das Thema der verratenen und verschmähten Liebe auch mit einer Hand behandeln könne, „die nicht von Leidenschaft zittert"! Ich will's versuchen, obgleich — ach was! es sieht mir ja niemand über die Schulter!

Ein alt-neu Lied.

Und scheint die Sonne noch so schön —
Kennst du die alte Weise? —
Am Ende muß sie untergeh'n,
Verklingt sie trüb' und leise.

Am Ende muß sie untergeh'n
Mit ihrem Glanz und Schimmer;
Du wirst sie niemals wiederseh'n,
Und dunkel ist's für immer.

O, du kleingläubig Menschenkind,
Du brauchst nicht zu verzagen:
Mit Morgenstern und Morgenwind
Wird es dir wieder tagen.

Die Sonne dort am Himmelszelt,
Sie hat kein' Treu versprochen,
Und doch, so lange steht die Welt,
Die Treue nicht gebrochen. —

Ist es nicht mehr das alte Lied,
Ist's doch die alte Weise,
Die weiter so durchs Herz mir zieht,
Verklingend trüb' und leise:

Und scheint die Sonne noch so schön
Der Liebe dir im Herzen,
Am Ende muß sie untergeh'n
In Thränen und in Schmerzen.

Am Ende muß sie untergeh'n
In hoffnungslosem Sehnen;
Und gäb's für euch ein Wiederseh'n,
So wär's in Schmerz und Thränen.

Trotz Morgenstern und Morgenwind,
Dir wird's nicht wieder tagen.
Du armes, armes Menschenkind,
Da mußt du wohl verzagen!

Das war eine Reihe trüber Wochen! Wolfgang und mein Liebling Erna so krank am Scharlach, daß wieder und wieder das Schlimmste zu befürchten stand! Der Chef gerade jetzt übermäßig von seinem Dienst in Anspruch genommen, gezwungen, die todkranken Kinder tagelang — einmal eine volle Woche hindurch — zu verlassen, sie allein in den schweren Sorgen, der gräßlichen Not! Welch heroische Frau! Mochte die Angst sie innerlich verzehren — nicht einen Augenblick habe ich sie ihre Fassung, ihre Ruhe verlieren sehen — der stoische Römer, der unerschrocken den Einsturz des Weltalls über sich ergehen lassen will, hätte von ihr lernen können. Ich habe geholfen, wo und wie ich konnte; aber wie wenig war es! Und doch war sie mir für das Wenige so dankbar! In der einen Schreckensnacht, die die Kleine nicht überleben zu sollen schien, ich nach T. gefahren war, den Arzt zu holen, er uns wieder verlassen hatte mit einem Trostwort, das ihm sehr unsicher von den Lippen kam

— wir saßen uns an dem Bettchen gegenüber, sie mit dem Gesicht nach dem Fenster, durch das der Morgen hereingraute — es war totenbleich, das liebe Gesicht, und so feierlich still, als sei alles Irdische daraus entwichen, und blicke nun so hervor aus einem Geisterreich, das wir anderen armen Menschen nur in schaudernder Demut ahnen — ich konnte nicht anders, ich mußte still vor ihr niederknien und ihre weiße Hand an meine Lippen ziehen. Sie ließ es ruhig geschehen. Es wurde kein Wort gesprochen; aber sie nennt mich seitdem mit meinem Vornamen. Ihr Mann blickte ein wenig verwundert auf, als sie es zum erstenmal in seiner Gegenwart that. Seitdem hat er sich daran gewöhnt, wenn ich auch für ihn Herr Arnold geblieben bin.

Und kaum war die schwarze Wolke, die so lange über uns gehangen hatte, verzogen, und wir durften wieder frei aufatmen — das entsetzliche Schwurgericht! Zwei und ein halbes Jahr schon hat sich oder hat man die schreckliche Sache hingeschleppt. Jetzt gerade vor zwei Jahren waren Untersuchungsrichter und Staatsanwaltschaft so weit, daß sie noch als letzte in der damaligen Session verhandelt werden konnte. Ich war glücklich, als man auf meine Aussage verzichtete — was hätte ich auch auszusagen gehabt! So brauchte ich den Mördern meines Vaters nicht in die schändlichen Gesichter zu sehen. Und habe es nun doch gemußt! Die ersten Erkenntnisse waren wegen

eines groben Formfehlers vom Reichsgericht kassiert worden. Dann mußte man von vorn anfangen, weil ein neuer Staatsanwalt ganz neue Gesichtspunkte entdeckt hatte. Dann wurde die wieder aufgenommene Verhandlung in der Mitte abgebrochen, als ein neuer Verteidiger herausfand und dem Gerichtshof bewies, daß er auf einen gewissen Zeugen nicht verzichten könne. Dann monatelanges Suchen nach diesem Zeugen — Wawzjin Guompp, der sich inzwischen in russisch Polen unsichtbar gemacht hatte, bis man ihn endlich doch erwischte und die Sache — diesmal als erste in der Periode — wieder vor die Geschworenen gelangte. Was habe ich gelitten! Gott sei Dank, es ist vorüber! Skapzeck, der das erste Mal zum Tode verurteilt war, hat lebenslängliches Zuchthaus erhalten. Dafür sind dem Schurken Löb noch einige Jahre zudiktiert worden. Die anderen sind besser davon gekommen, als sie verdienten; der eine — ein blutjunger Mensch — ist freigesprochen. Gott sei Dank! er hatte so gute dumme Augen, und ist gewiß ein sehr unfreiwilliger Zeuge der Greuelthat gewesen. Ich habe am nächsten Tage die Gräber meiner Eltern besucht, das hat mir wieder einige Ruhe in die verstörte Seele geflößt. Und daß ich ihr dann von ihnen erzählen durfte: welch stattlicher, stolzer Mann der Vater gewesen; welch holde Blumenseele meine unvergeßliche Mutter!

Ich habe ihr „Und scheint die Sonne noch so schön" endlich vorgelesen. Sie findet, es sei ein tüchtiger Schritt über das andere Gedicht hinaus. Ich bin ganz glücklich. Aber jetzt muß ich die Novelle ernsthaft in Angriff nehmen. Ich bin so alt wie der spanische Infant und habe genau so wenig wie er für die Unsterblichkeit gethan. — Das brennt mir auf der Seele, seitdem Isabel es mir in ihrem letzten schrecklichen Briefe vorgeworfen hat.

Himmel, wie die Zeit vergeht! Da fallen die Blätter schon wieder von den Bäumen, und noch ist das letzte Blatt der Novelle nicht geschrieben. Wie konnte ich aber auch wissen, daß aus der Novelle durchaus ein Roman werden wollte! Und hätte es doch wissen können. Eve hatte es mir ja vorausgesagt!

Endlich! Der halbe Winter ist auch darüber vergangen — gleichviel — gut Ding will Weile haben. Gut Ding! Ja, wenns das wäre! Ich weiß es wahrlich nicht, und sie sagt: sie wisse es ebensowenig. Der Roman sei so unter ihren Augen entstanden — von Kapitel zu Kapitel. Sie habe ganz das Gefühl, als habe sie ihn selbst geschrieben. Ich sagte: ein feineres Lob könne mir aus dem Munde des größten Kritikers der Welt nicht werden. Sie sagte lächelnd: Justus, seit einiger Zeit verlegen Sie sich aufs Schmeicheln;

ich warne Sie davor. Erstens steht es Ihnen ganz und gar nicht, und zweitens höre ich auf dem Ohre nicht, wie die Franzosen sagen. — Dann fuhr sie ernsthaft fort: Und gesetzt, ich könnte ohne alle subjektiven Nebenempfindung ganz objektiv urteilen und fände Ihr Buch gut, so wäre damit für uns nicht viel gewonnen. Mein Urteil ist nicht das der Welt, an die Sie sich wenden. Vielmehr, ich habe eine bange Sorge: die Welt, an die Sie sich wenden, existiert nicht, oder doch nicht mehr. Ich fürchte, Justus, wir — Sie und ich — sind hier in unserem stillen Winkel eine gute Strecke hinter der Zeit zurückgeblieben. Ich schließe das aus den Produktionen derer, welche jetzt — wenigstens sagen sie es selbst — an der Spitze der Phalanx marschieren. Ich habe in den letzten Monaten eine ganze Kollektion dieser Neuen und Neuesten gelesen und Sie absichtlich nicht damit behelligt — fremde Melodien stören uns nur, wenn uns eine eigene durch den Kopf geht. Und ich kann Sie versichern: es waren zum größten Teil sehr sonderbare Melodien, in denen Dissonanzen eine hervorragende Rolle spielten. Unaufgelöste, meine ich, denn eine, die dann doch harmonisch verklingt, lasse ich mir gern gefallen, ja, die Poesie und, ich glaube, keine Kunst kann dergleichen entbehren. Auch sonst fehlen Ihnen wohl noch einige für die moderne Belletristik notwendige Requisiten. Sie geben sich Mühe, einen fließenden Stil zu schreiben. Das ist nichts. Sie müssen lernen, Sätze zu bilden, die aus drei Worten

bestehen, und in denen Subjekt und Prädikat fehlen; und solche, die der Autor in der Mitte abbricht, um dem Leser die Freude zu machen, sich aus den folgenden Punkten die andere Hälfte hinzuzudenken. Ich hoffe, Sie werden in sich gehen, wenn Sie jetzt, wo Sie wieder Zeit haben, die Bücher lesen. Ich habe sie Ihnen aufgehoben. Besser freilich wäre es: Sie hörten die Löwen nicht nur von ferne brüllen, sondern wagten sich in ihre Höhlen, wo sie vielleicht nicht ganz so grimmig sind, wie sie sich anstellen.

So hat denn jetzt mein sauber abgeschriebener Roman die Reise zu ihrem Vater angetreten, der sich gutmütig erboten hat, ihn zu lesen.

Mir bangt nicht vor seinem Urteil. Ich wünsche natürlich von Herzen, es möchte gut ausfallen; aber werde auch nicht verzweifeln, wenn das Gegenteil der Fall ist. In meiner Lage muß mir alles darauf ankommen, die Wahrheit zu hören. Und der Mann wäre nicht der Vater seiner Tochter, nicht der Gelehrte mit dem klaren Kopf und dem freien mutigen Herzen, wie er in seinen Schriften erscheint, die ich jetzt andächtig studiere, wollte er mir statt des Brotes, um das ich ihn bitte, einen Stein reichen.

Professor Richter pflegt zu sagen: nur wenn er schreibe, denke er. So muß ich heute schreiben. Ich muß versuchen, Klarheit in meine Gedanken zu bringen. Ihre Worte: es wäre besser, ich suchte die Löwen in

ihrer Höhle auf, oder, es anders auszudrücken: ich machte meinem Aufenthalt hier ein Ende — wollen mir nicht aus dem Sinn. Und sie hat in letzter Zeit schon ein paarmal ähnliches gesagt. Hier sind nun drei Möglichkeiten. Entweder: Sie hält den Augenblick für gekommen, wo ich mich, will ich überall schwimmen lernen, in den Strom der Welt stürzen muß. Das wäre unverfänglich und nur ein weiterer Beweis ihrer vorsorglichen Güte. Oder der Chef ist meiner überdrüssig, und sie, die es weiß, deutet mir das in ihrer zarten Weise an, um mir die Beschämung einer offiziellen Kündigung zu ersparen. Bereits etwas verfänglicher, wenn auch von ihrer Seite nicht minder gütig. Oder aber: sie selbst will mich fort haben, weil sie — Mut, Justus, es muß heraus! — in meinem Bleiben Gefahr sieht — nicht für sich! was hätte sie für sich zu fürchten! — sondern für mich.

Sei aufrichtig, Justus, ganz aufrichtig! Wie ist es damit? Liebst Du sie?

Ich erschrecke, indem ich das Wort niederschreibe. Es kommt mir vor wie Sünde gegen den heiligen Geist, die ja aller Sünden größte sein soll, denn in jeder Liebe leben doch der Wunsch und die Hoffnung auf Gegenliebe, und so verstrickte ich sie, wenigstens in Gedanken, in meinen Frevel, zerrte sie in Gedanken von dem hohen Piedestal, auf welchem sie bis jetzt für mich gestanden, herab in meine Niedrigkeit. Aber bin ich nicht ein Thor, mich so zu quälen? Habe ich

nicht in meiner Liebe zu der braunäugigen Zauberin eine Wehr und Waffe, die mich gegen jede andere Liebe schützt, wie den Siegfried das Drachenblut, in dem er sich gebadet, gegen jede Verwundung? Und mußte doch unter Hagens Speer verbluten! Ist da auch ein Lindenblatt auf meine Schulter gefallen und hat eine Stelle zurückgelassen, wo ich sterblich bin?

Ich bringe es nicht heraus. Geschwisterliebe, wie ich sie straflos für die um acht Jahre ältere Frau empfinden dürfte, ist es nicht: ich kann sie nicht mehr ruhig erscheinen, ruhig gehen sehen. Wenn die kurzen Stunden unseres Beisammenseins zu Ende eilen, möchte ich jede Minute festhalten; schließe ich ihre Thür hinter mir zu, ist mir, als sei es plötzlich dunkel geworden; kommt ein Tag, an dem ich sie nicht sehen kann, scheint er mir kein Ende nehmen zu wollen; naht sich die Stunde, die sie mir wieder bringt, schlägt mir das Herz vor Freude. Und denke ich der Zeit, die ja doch einmal kommen wird, wo ich nicht mehr ihre liebe Stimme höre, ihre schlanke, elastische Gestalt sich vor mir bewegen sehe; ihrer klugen Rede nicht mehr lauschen, durch ihr Beispiel mich zu allem Guten und Tüchtigen anspornen lassen kann — frage ich mich traurig: wie soll das werden? wirst du nicht, wie sie dich jetzt über dich selbst weggehoben, ebenso schnell wieder sinken, vielleicht unter das, was du hättest leisten können, wärst du immer auf die eigene Kraft angewiesen geblieben?

Ist das nun Liebe? Warum ist die Sprache so arm, daß sie dasselbe Wort für sehr verschiedene Empfindungen gebrauchen muß, wie jene Proletarierfamilie, die immer nur einen ihrer Angehörigen in die Kirche schicken konnte, weil sie nur einen heilen Anzug hatte? Liebe ists gewiß; aber die, die ich meine, doch wohl nicht. Die ist, wenn die Berührung der geliebten Hand, des Kleides nur, das den holden Leib umschließt, unser Herz vor Wonne zittern macht; der Gedanke bloß, ihre Arme könnten uns liebend umschlingen, ihre Lippen sich auf die unseren pressen, uns wahnsinnig zu machen droht; die Todesgefahr, die zwischen uns und ihrem Besitz steht, keinen Schrecken für uns hat, ja ein Verbrechen selbst uns als kein zu hoher Preis erscheint. Und diese Hero- und Leander, diese Romeo- und Julie-Liebe braucht nicht ein Jahr oder anderthalb, bis sie sich zögernd zum Kommen entschließt — sie ist da, wie der Blitz aus der Wolke, wie das Glück aus der Götter Schoß, wie der Tod unter des Henkers Beil. Ich weiß, meine Liebe zu Isabel wäre eine solche gewesen, hätte der Zufall nicht gewollt, daß wir als Kinder miteinander aufwuchsen. Ja, was ein Kindesherz von jener Liebe empfinden kann — und ich glaube, es ist das viel mehr, als man gewöhnlich annimmt — hat meines für sie empfunden, und obgleich ich wahrlich keine Freude am Bösen habe — ich weiß nicht, was sie von dem Knaben für einen Kuß hätte fordern können. Kind! Knabe!

was denn? ist es anders jetzt, nachdem sie mir das Furchtbare angethan? würde ich nicht heute, wenn sie mich riefe, barfuß nach Rom pilgern? mich durch die ganze Welt zu ihr betteln?

Nein, du liebe, du gute, du beste aller Frauen, du brauchst mich nicht von dir zu schicken. Es hat keine Gefahr für mich, so lange die andere lebt. Und, wenn sie gestorben ist, auch nicht. Ich würde die Tote weiter lieben, wenn es möglich ist: inniger, als ich die Lebende je geliebt.

Roma locuta est! Triumph! ich habe gesiegt! Professor Richter schreibt: „Der Roman deines jungen Freundes hat mir sehr gefallen. Ausführliches in meinem nächsten Brief.“ Sie warnt mich freilich, nicht zu früh zu frohlocken. Höchst impressionabel, wie der Vater sei, halte es nicht schwer, ihn im ersten Anlauf zu gewinnen; dann aber besinne er sich auf sein Arsenal voll kritischer Wenn und Aber, und ehe man sich's versehe, habe er einem den vermeintlichen Sieg aus den Händen gewunden. Ich habe mich das nicht anfechten lassen. Ich kann nicht sagen, wie mir dies: „Hat mir sehr gefallen“ aus dem Munde eines Professor Richter gefallen hat!

Das Unglück kommt nicht allein, aber auch nicht das Glück. Ein Brief von ihr! ein so lieber, süßer Brief! Ich wollte ihn erst hier an dieser Stelle in

das Tagebuch heften. Nun bin ich auf den gloriosen Gedanken gekommen, ihn abzuschreiben und jeden, den sie mir etwa noch schreibt. Ich werde mir dann einbilden können: es wäre unser gemeinschaftliches Tagebuch und ich sei nur, wie gewöhnlich, ein bischen fleißiger bei der Arbeit gewesen, als sie.

„Rom. Albergo dell'Europa. Piazza di Spagna.
Februar 188*

Du mußt wahrlich ein Sonntagskind sein, sonst hättest Du sicher nicht das unverdiente Glück, diesen Brief von mir zu erhalten. Voller Talente, wie Du bist, Dein Talent zur Unhöflichkeit ist doch das größte unter ihnen. Auf jede Seite, die ich im Lauf der endlosen Jahre, die wir bereits getrennt sind, an Dich geschrieben habe, kommt vielleicht eine Zeile von Dir! Oder wäre Deine Unhöflichkeit am Ende nur Klugheit und Du sagtest Dir: ich habe kein Mittel, ihr zu imponieren, als wenn ich mich eben so lässig in ihrem Dienste zeige, wie ihre übrigen Verehrer eifrig? Ähnlich sähe es Dir schon, — Du bist bei all Deiner scheinbaren Harmlosigkeit ein tief verschlagener Mensch — und es würde mich so freuen! Denn, siehst Du, Sonntagskind, ich habe mich noch immer nicht entschließen können, Dich von der Liste meiner Verehrer zu streichen, auf der Dein Name sogar an erster Stelle prangt. Ach, Sonntagskind, es war doch eine schöne Zeit, die wir miteinander verlebt haben! Ich weiß

nicht, wer einmal gesagt hat — es kann Börne, aber auch Konfuzius sein —: „welch' ein großer Mann war ich, als ich noch ein kleiner Junge war!" Und so möchte ich sagen: wie glücklich war ich, als ich noch nicht wußte, was Glück war! Versteh' mich recht! Ich sage: „noch nicht wußte", nicht: „noch nicht erfahren hatte." Man kann sehr gut etwas wissen, ohne es erfahren zu haben.

Sonntagskind, hätte ich Dich hier in Rom, wo ich nebenbei schon zum zweitenmale bin — den vergangenen Herbst und die erste Hälfte des Winters habe ich wieder in England und Paris verlebt — hätte ich Dich hier! Die große internationale Gesellschaft, in der ich mich umtreibe, wäre vielleicht nicht ganz nach Deinem Geschmack, wofür ich denn an den Kirchen und Galerien, die Deine Wonne sein würden, längst, längst allen und jeden Sinn verloren habe. Aber wie wär's mit einem Spaziergange durch die abendlichen Straßen vorüber an der Fontana di Trevi und dem Kapitol durch das Forum zu dem Kolosseum, dessen Riesenmassen jetzt in dunklem Schatten drohen und jetzt, wenn der Mond aus den Wolken tritt, fast in Tagesklarheit gebadet sind? oder mit einem Morgenritt durch die Campagna nach Tivoli? Du und ich allein — niemand sonst! Ach, Sonntagskind, ich sehne mich so schrecklich danach, eine Menschenstimme zu hören! eine liebe Stimme, wenn alles still ist rings umher, wie in der Campagna, oder — unserem Walde.

Mein Gott, wie deutlich ich Deine Stimme höre! Wenn Du erregt warst — und Du wurdest es so leicht! — hatte sie so sonderbare tiefe Schwingungen und einen eigentümlichen Timbre — unter tausenden würde ich sie heraushören. Wann werde ich sie wieder hören? Im Herbst vielleicht, wenn ich nach Schlesien muß, einen langweiligen Winter auf dem Lande zu verbringen? Wir wären dann ja benachbart. Würdest Du gute Nachbarschaft halten? Ich hoffe sehr. Du darfst schon deshalb Deine jetzige Stellung so bald nicht aufgeben.

Du mußt nämlich wissen, Sonntagskind, daß ich über alles, was Dich betrifft, völlig au courant bin — durch meine liebe Edith, die mir oft und viel schreibt. So weiß ich von dem Unglück, das Du mit Deiner linken Hand gehabt hast, Du armer Junge; und daß Du bei unserem Oberdirektor im alten Schloß in einer angenehmen, gesicherten Stellung lebst; ein hübscher, stattlicher Mensch bist von — laß mich sehen! wahrhaftig von schon einundzwanzig Jahren, den ein dunkler Schnurrbart gar nicht übel kleidet. Weiter: daß Du die liebenswürdige Frau Körner anbetest, mit ihr gelehrte Studien treibst, von denen die arme Maiennacht keinen blassesten Schimmer hat, und an einem großen Roman schreibst, dessen Heldin ich bin. Sonntagskind, unter dem thue ich es nicht! Und ich bin selbstverständlich ein Ausbund von Liebenswürdigkeit, Schönheit und Tugend. Auf das letztere Item

lege ich ein ganz besonderes Gewicht. Wolltest Du mich nach den Äußerlichkeiten — Augen, Haar u. s. w. — so abkonterfeien, daß man mich sofort erkennen müßte, und mich dabei eine raffinierte Kokette sein lassen, une mondaine furieuse, eine Männerfischerin, — nie, nie würde ich Dir das verzeihen. Aber warum solltest Du? Du weißt ja, daß ich von alledem nichts bin. Und wäre ich es — auch dann dürftest Du es nicht aussprechen. Jeder Mensch — und nun gar ein Dichter — muß in seinem Herzen ein Ideal haben, das ihm heilig ist, wie unheilig das Leben sein mag, zu dem ihn ein grausames Geschick verurteilte. Ich bin von früh her Dein Ideal gewesen — ich weiß es, Sonntagskind, und würde es wissen, auch wenn Du es mir nicht hundertmal gesagt hättest — und ich muß und will es bleiben.

So! nun habe ich für einmal wieder genug gekritzelt und muß mich zu einer Gesellschaft schön machen. Eine alte Frau, wie ich, kann sich leider auf ihren etwaigen einstigen charme nicht mehr verlassen; da muß wohl oder übel die Toilettenkunst ein Übriges thun. Ach, und was versteht eine arme kleine Fee von Toilettenkünsten?

Leb recht wohl, mein geliebtes Sonntagskind, und behalte auch Du ein bischen lieb

Deine Maiennacht."

Da stehst Du, geliebter Brief! Glaub' mir, Du würdest es nicht, wäre in einer Deiner Zeilen sein

Name genannt, ja, seiner nur Erwähnung gethan. Feen sind eben zartfühlend. Und klug! Woher weiß sie, daß sie die Heldin meines Romanes ist? Freilich, wenn noch alles, was ich gedichtet, von ihr inspiriert war, warum sollte es der Roman nicht sein? Wie ich immerdar zu ihr, so mögen die homerischen Sänger zu ihrer Muse gläubig und anbetend emporgeschaut haben.

Und sie kommt im Herbst hierher zurück, will den Winter auf dem Lande zubringen! Ich soll sie wiedersehen! An seiner Seite? Nimmer- und nimmermehr! Frau Eve, wenn Sie mich jetzt auch nicht fortschicken — jetzt muß ich fort.

Wiederum hat Rom gesprochen — aber, ach! diesmal aus einem anderen Ton. Ja, wenn es keine Wenn und Aber gäbe! Sie hatte es mir vorausgesagt. Das dünne Lobesflämmchen ist ausgebrannt, und die Feuersäule des Tadels schlägt zum Himmel. „Die Komposition verrät den Anfänger, der seinen Stoff nicht beherrscht. Der Anfang ist viel zu breit im Verhältnis zum Ganzen und an und für sich, d. h. er ist nicht interessant genug. Später, wenn das Interesse des Lesers wirklich erweckt ist, fängt der Atem dem Autor an bedenklich auszugehen; er verzweifelt an der Lösung des geschürzten Knotens, zupft und zerrt daran herum, bis er ihn endlich durchhaut

auf Kosten der Geschehnisse, die sich überstürzen, und der Charaktere, die nicht zur vollen Entfaltung gelangen. Seiner im übrigen löblichen Methode, den Leser mit seinen subjektiven Ansichten zu verschonen und zu demselben nur durch seine Personen zu sprechen, die sich durch ihre Handlungen und Reden selbst erklären mögen, fehlt es noch an der nötigen Sicherheit der Praxis, die nur das Wichtige heraushebt und sich um Bagatellen so wenig kümmert wie ein römischer Prätor. Seine Menschen sind gut beobachtet, wie aus der Anlage derselben ersichtlich ist, aber in der Ausführung läßt er sich durch seinen (übrigens löblichen) idealistischen Hang verleiten, ihrer Länge eine Elle zuzusetzen, oder abzunehmen und so nach beiden Seiten die Bescheidenheit der Natur zu verletzen. Damit im Zusammenhang steht seine Neigung zum Sentimentalen und Pathetischen, das nur erträglich ist, wenn ein gesunder, wenn erforderlich, derber Humor ihr das Gleichgewicht hält. In diesem Punkte hat er es, sei es aus Mangel natürlicher Begabung, sei es aus Zaghaftigkeit, allzusehr fehlen lassen.“ —

So geht es noch eine ganze Strecke weiter. Und ein solches Machwerk, an dem, wie an einem Lazarettpferde, sämtliche Mängel und Gebrechen, die dem armen Geschöpf anhaften können, nachzuweisen sind, hat dem Manne „sehr gefallen!“ Wie das möglich ist, mag Graf Örindur wissen; ich weiß es nicht.

Die liebe, die gute, die beste Frau! Daß sie bemerkte, wie schwer mich das väterliche Verdammungsurteil getroffen hatte, ließ sich nicht vermeiden — war sie doch selbst kaum weniger bestürzt. Und ihr Trost, der Papa habe das alles ja gar nicht so bös gemeint, es nur für seine Pflicht gehalten, mir das Ideal zu zeigen, nach dem ich ringen müsse, wollte nicht so recht verfangen. Da hat sie denn offenbar von dem gerechten an den milden Richter appelliert, und heute zeigte sie mir seine Antwort. — „Was sie nur eigentlich wolle? Ich müsse doch stolz sein, daß er mein Erstlingswerk sofort an dem höchsten Maßstab gemessen habe! Übrigens habe er ja noch gar nicht sein letztes Wort gesprochen. Was er gesagt, sei nur die eine Seite der Medaille. Die andere wolle er vorläufig verdeckt lassen und nur bemerken, daß man ihn ungerechterweise eines Widerspruches zeihe, wenn ihm ein Werk sehr ‚gefallen', an dem er so viel auszusetzen gefunden. Es gebe unverzeihliche Fehler und andere, die nicht nur verzeihlich seien, sondern den Kenner sogar entzückten, weil dergleichen nur das wahre Talent begehen könne, niemals das Nichttalent. Übrigens (ein Lieblingswort, wie es scheint, des trefflichen Mannes) habe er das Manuskript mit einem Brief, der kein Uriasbrief sei, an einen ihm befreundeten Verleger geschickt, und es sei nicht unmöglich, daß derselbe es annehme, vielleicht sogar (mäßig!) honoriere.

Nur eines müsse er hinzufügen: der Autor habe ganz offenbar sein Talent in der Stille, einer allzutiefen Stille, gebildet. Es fehle ihm noch zu sehr an dem A und O des Romandichters: Welt und Erfahrung. Das sei ein Mangel, den nur die Zeit auszugleichen vermöge, freilich nur eine, die der Dichter in einer Welt zubringe, wo man Erfahrungen machen könne. Daß der Autor nicht der Mode des Tages gefröhnt und den Leser mit der tausendsten Schilderung des Elendes der Fabrikarbeiter verschont habe, trotzdem in seinen jetzigen Verhältnissen die Versuchung zu dem Attentat wohl an ihn herangetreten sein möge, rechne er ihm hoch an. Sein Talent liege auch nach einer ganz anderen Richtung. Es könnten eben nicht alle Emile Zolas sein; es müsse auch Octave Feuillets geben, womit er keineswegs gesagt haben wolle, daß er den einen oder den anderen für einen wahrhaft großen Dichter halte. Er habe nur in die Richtung deuten wollen, in der ihm mein Talent zu liegen scheine."

Nun, ich denke, ich habe von „der anderen Seite der Medaille" genug gesehen, um zufrieden sein zu dürfen.

Ich hatte gestern eine lange Unterredung mit ihr, die noch heute in mir nachzittert.

Zuerst: sie will mich nicht forthaben; sie hat nie anders geglaubt, als daß ich mindestens noch zwei bis

drei Jahre hier zubringen werde. Was in der Welt treibe mich fort? Wenn meine Leistungen als Privatsekretär ihres Gatten auch keine außerordentlichen seien, so habe er sich nie über mich beklagt, was sie mir gewiß gesagt haben würde, und so verdiene ich mein Gehalt redlich. Die Kinder würden mich schwer vermissen, und weil sie wisse, daß ich es wisse, dürfe und müsse sie dasselbe von sich sagen.

Doch das alles sei nebensächlich. Der Schwerpunkt liege in der Frage, ob der Vater recht habe, wenn er die kräftige Fortentwickelung meines Talentes von einer Veränderung meines Aufenthaltes, meiner Umgebung, meines gesellschaftlichen Verkehrs u. s. w. abhängig mache? Da nun könne sie ihm nicht ganz unrecht, aber auch ganz gewiß nicht unbedingt recht geben. — Ich will versuchen, ob ich ihre klugen, guten Worte wieder zusammenbringe.

Auch ich, sagte sie ungefähr, halte die Richtung, in welche der Vater Sie weist, für die Ihrem Talent, Ihrer Sinnes- und Denkweise gemäße. Er hat Feuillet genannt. Wenn Sie es ihm je an Eleganz gleich thun, dürfen wir gewiß zufrieden sein; aber ich weiß, Sie werden sich tiefere Probleme stellen, und sein markloser moralischer Latitudinarismus kann nie der Ihre sein. Immerhin wird sich Ihr Talent mehr zur Schilderung der höheren gesellschaftlichen Klassen eignen, als der der niederen; und die psychologische Analyse gebildeter Geister und feingestimmter Herzen

Ihnen besser gelingen als die unwissender Seelen und roher Gemüter. Aber gerade daraus erwächst nach meinem Dafürhalten für Sie die Nötigung, dem Unfreien, Unschönen, Häßlichen mutig zu Leibe zu gehen, es doppelt sorgfältig zu prüfen und zu studieren, damit Sie es, wo es nötig ist, in Ihren Darstellungen verwerten können. Ich fürchte, es wird sonst dem Weltbilde, das Sie entwerfen, an der rechten Fülle, an der überzeugenden Wahrheit fehlen. Ihre Menschheit darf nicht, wie die Feuillets, mit dem Baron anfangen, aber auch nicht, wie die Zolas und seiner Nachbeter und Nachtreter, bei dem Baron, oder schon weit vorher, aufhören, — sie muß Ihnen bestehen aus allem, was Menschenantlitz trägt. Ich habe Sie oft damit geneckt, Sie seien ein Kryptoaristokrat; ich weiß aber, daß Ihre Seele sich gegen jede Anmaßung, jede Überhebung, jede Ungerechtigkeit empört; daß Sie die tiefste Sympathie mit den Armen und Elenden haben. Soll nun jener gerechte Widerwille nicht zum blinden Adels- und Fürstenhaß werden, diese Sympathie zum verschwommenen Liberalismus der dreißiger und vierziger Jahre, so müssen Sie eben wissen, wofür und für wen Sie plädieren, und daß innerhalb und außerhalb der Mauern Trojas gesündigt wird.

Sie werden mir sagen: ich habe reichliche, überreichliche Gelegenheit gehabt, die Armen und Elenden kennen zu lernen. Gelegenheit gewiß; aber daß Sie

sie wirklich kennen gelernt haben, bezweifle ich. Man kann viel sehen und hören, ohne es eigentlich gehört und gesehen zu haben, weil Geist und Gemüt mit anderen Dingen beschäftigt sind. Das, glaube ich, ist Ihr Fall. In Ihrem Roman gerät Ihnen die Schilderung der geistreichen Personen viel besser, als die der einfältigen, der Vornehmen weitaus treffender, als die der niedrig gestellten. Das muß ausgeglichen werden. Ich fürchte, in Berlin — denn Berlin würde doch Ihr Ziel sein — werden Sie sich widerstandslos von den Kreisen der Geistreichen und Vornehmen — in die Sie als Dichter und Kryptoaristokrat ja auch gehören — einfangen lassen, und, ohne dem gemeinen Volke aus dem Wege zu gehen, doch nicht zu ihm gelangen. Hier können Sie ihm kaum ausweichen und werden es nicht, oder nicht mehr nach der Lektion, die ich Ihnen eben halte.

In Summa, ich meine, es kann Ihnen nur nützlich sein, wenn Sie noch ein paar Jahre von der hohen Schule der Bildung und des Geschmacks, der Verbildung und des Raffinements fern bleiben und hier in der unserer Einfalt und Einfachheit, Beschränktheit und Derbheit, meinetwegen Rohheit fleißig sind.

Und sollten Sie sich, in Ihrer Eigenschaft als lyrischer Dichter, beklagen, daß es Ihnen in unserer ländlichen Einsamkeit an Motiven fehle, so würde ich Sie durch ein Gedicht von Emerson beschämen. Hier ist es in einer, wie ich glaube, leidlichen Übersetzung.

Sie können es sich in Ihr Tagebuch schreiben, das Sie mir so geheimnisvoll vorenthalten:

Apologie.

Nennt mich mürrisch nicht und kalt,
Such' ich gern den stillsten Ort,
Geh' zum Gott im grünen Wald
Und ich bring' auch heim sein Wort.

Scheltet nicht, daß ich in Schoß
Leg' die Händ' in Busch und Bruch,
Keine Wolke am Himmel floß,
Schrieb ein Zeichen in mein Buch.

Träumer habt ihr mich genannt,
Als ich euch den Strauß gebracht, —
Jedes Gräslein in der Hand
Hat ein Wörtlein mir gesagt.

War noch niemals ein Myster, —
Jede Blume konnt' es zeigen;
Und kein Rätsel war so schwer, —
Vögel sangen's in den Zweigen.

Ein Gedicht vom Weizenfeld
Zog mir gestern heim der Stier,
Und das Land, das du bestellt,
Gab den Stoff zum zweiten mir.

Ich war, während die beste Frau so sprach, in der peinlichsten Verlegenheit. Immer schwebte es auf meinen Lippen: das ist alles so schön und gut, und ich bliebe auch so gern; aber — ich kann es nicht, wenn sie kommt. Vielleicht wäre es besser für mich,

ich hätte es gesagt und ich wäre erlöst aus dem Bann. Will ich denn erlöst sein? Ich weiß, daß es unwürdige Ketten sind, die mich gefesselt halten, und habe nicht die Kraft, sie zu sprengen, nicht einmal den Mut, ihrer zu spotten.

Sie ist verreist — auf acht Tage — nach Berlin mit ihrem Gemahl, den der Graf zu einer wichtigen Konferenz — über die Neuverpachtung unserer Kohlenwerke — zu sich beschieden hat, und den Kindern, die dem Großpapa die dreißigste Wiederkehr seines Hochzeitstages, welche er sonst allein begehen müßte, minder wehmütig machen sollen. Der Chef war so gütig, mich zur Begleitung aufzufordern; aber ich habe ein paar wichtige Bureausachen, die liegen bleiben müßten, aufzuarbeiten, — ein Vorwand, den er gelten ließ, während sie mir von der Stirn las, daß es eben ein Vorwand sei, ohne weiter in mich zu dringen. Sie vermeidet jeden Anschein, mich auffallend zu bevorzugen. Das ist klug von ihr. Mich aber würde sie sicherlich für unklug gehalten haben, hätte ich den wahren Grund genannt: den, daß ich fürchte, Isabel könnte der ewigen Stadt eines dieser Tage überdrüssig geworden sein und ich ihr plötzlich in Berlin auf der Straße begegnen. Das kann nun freilich, wenn ich erst dort bin, jeden Augenblick geschehen; aber quid sit futurum cras fuge quaerere, sagt Horaz. In der Antwort auf ihren

Brief, mit der ich absichtlich zwei Wochen gezögert, habe ich nichts von meinen Berliner Plänen gesagt. Der Brief ist mir schwer geworden. Es schreibt sich eben nicht leicht, wenn man derweilen sein Herz mit beiden Händen halten muß.

Ich hatte es halb vergessen, daß ich einsam sei; jetzt kann ich es wieder lernen. Und ich glaube, der Einsame fühlt sich niemals einsamer als im ersten Frühling, wenn die Natur, aus ihrem Winterschlaf erwachend, sich reckt und dehnt und mit den Augen in die Sonne blinzelt, wie ein fauler Junge, der am Sonntagmorgen nicht aus dem Bett will, nur um die Freuden, die ihm der Tag bringen soll, im voraus behaglich durchzukosten.

Aber dann giebt es arme Jungen, die recht gut wissen, daß ihnen der Tag hinschleichen wird, wie die anderen auch: trüb und traurig; und die am liebsten möchten, sie könnten ihn verschlafen — und die anderen dazu.

Ich kann mich nicht zur Kategorie dieser unglücklichen Schelme rechnen; es wäre sträfliche Undankbarkeit. Ich darf nur nicht an die wahnsinnigen Wünsche meines Herzens denken, und daß ihnen für immer und immer Erfüllung versagt ist. Dann freilich wird der Himmel ehern über mir und die Erde unter meinen

Füßen zur dürren Wüste, durch die ich wandere einsam, ach! so einsam!

Ich habe es mit dem Emersonschen Rezept versucht, aber dazu wohl nicht die richtige Zeit gewählt. Der Wald war nicht grün, in Busch und Bruch standen noch vom Winter her Lagunen eiskalten Wassers; mit dem Straußpflücken wollte es auch nicht gehen: Blumen pflegt der März nicht verschwenderisch auszustreuen, und selbst an Gräsern, die des Pflückens irgend wert gewesen wären, herrschte großer Mangel. Da ich nicht im glücklichen Besitz eines Stiers bin, konnte ich das fehlende Weizenfeld schon eher verschmerzen. Dann traf ich allerdings einen Mann, der das Land bestellte. Ich habe mir ihn von allen Seiten angesehen — es war ein hoffnungsloser Fall: hartherzig, wie er nach dem Ausdrucke seines häßlichen Gesichtes entschieden war, wollte er mir auch zu dem kleinsten Gedicht nicht den mindesten Stoff bieten.

Kaum besser, eher noch schlechter ist mein Versuch ausgefallen, dem, was hier um mich herum Menschenantlitz trägt und mithin zu meinem specielleren Ressort gehört, dankbare Seiten abzugewinnen. Dennoch war die Gelegenheit günstig. Sie kamen jetzt, da der gefürchtete Chef in der Ferne weilt, aus ihren Bureaus hervor, wie die Mäuse aus ihren Löchern, wenn die Katze spazieren gegangen ist. Und waren so zuthunlich! machten mir so freundliche Vorwürfe, daß ich so zurückgezogen lebe, außer dem Verkehr mit der Familie

des Herrn Oberdirektors gar keinen Umgang haben zu wollen scheine! Und es gehe doch wahrhaftig bei ihrem Kränzchen am Sonnabend im Wirtshaus, an denen auch die Damen teilnähmen, munter genug her! Auch in dem Gesangverein fehle noch ein zweiter Tenor, zu dem ich mich gewiß qualifiziere!

Und welch' gewissenhafte, pflichteifrige, uneigennützige Beamte die Herren sind! Da hielt mich gestern, als ich den Schloßhof passierte, Herr A. fest, der in der hiesigen Beamtenhierarchie unmittelbar hinter dem Oberdirektor kommt. Er wollte mich nur in aller Diskretion bitten, den hochverehrten Chef zu warnen, er möge doch um Himmelswillen dem B. nicht trauen, der ihm (dem Chef) ins Gesicht ganz Beflissenheit, ganz Ergebenheit sei und ihn hinter seinem Rücken bei dem Herrn Grafen auf alle Weise zu verdächtigen und zu diskreditieren suche. Mein Gott, Mißtrauen sei ja nun wohl einmal allen großen Herren angeboren, und der Herr Graf habe sein gemessenes Teil davon. Um so mehr müsse sich jeder Ehrenmann hüten, derartige Schwächen zu begünstigen und auszunutzen, wie es eben der B. schon seit Jahren thue, früher persönlich, jetzt, wo der Graf nur immer auf ein paar Tage herüberkomme, schriftlich. Er (Herr A.) mache sich anheischig, die Beweise dafür zu liefern.

Heute — Sonntagnachmittag — klopft es an meine Thür, und Herr B. erweist mir — zum erstenmale während dieser anderthalb Jahre — die Ehre seines

Besuches. Er habe gestern von dem Fenster seines Bureaus gesehen, daß ich eine lange Unterredung mit dem Herrn Subdirektor gepflogen. Er halte es für seine Pflicht, mich zu warnen, ich möge doch um Himmelswillen kein Wort glauben, das aus dem Munde des Mannes komme, der ein Intrigant ersten Ranges sei und hinter dem Rücken des Chefs bei dem nur allzu leichtgläubigen und leider! etwas mißtrauischen Herrn Grafen an dem Sturz des ersteren arbeite. Er habe die Beweise in der Hand. Übrigens seien die anderen nicht viel besser als Herr A. — alle durch die Bank Spione, Zwischenträger, Verleumder!

Und das sind die Leute, die das Ohr des Grafen haben! Das Schlimme ist, daß jeder, indem er den anderen bezichtigt, recht hat; das Schlimmere, daß der Herr seiner Diener wert ist. Glücklicherweise weiß es der Chef; wenigstens behauptet es Frau Eve, mit der ich schon wiederholt über diese Mißstände gesprochen habe. In so kleinen Verhältnissen, wie die unseren, sagt sie, unter Beamten, die fast alle, ehe sie in den Dienst des Grafen traten, ihren Beruf verfehlt, oder sonst Schiffbruch in ihrer bürgerlichen Existenz erlitten hatten, wuchern Neid, Zwietracht, Haß unausrottbar. Ich fürchte nur, es ist in größeren Verhältnissen nicht viel besser und liegt nur nicht so offen zu Tage, wie hier, wo jeder für jeden in einem Glashause wohnt.

Übrigens, behauptet sie, seien die immerhin selbständigeren Beamten: die Direktoren der Stahl- und

Eisenwerke, der Kohlengruben u. s. w. fast durchgängig tüchtige, ehrenwerte Männer; nur in der gräflichen Nähe gedeihe das Unkraut so fröhlich.

Auch ist ja, muß ich meinerseits zugeben, nicht alles Unkraut. Der alte Forstmeister mit dem mächtigen weißen Schnurrbart, meines verstorbenen Vaters unmittelbarer Vorgesetzter, hat gewiß den besten Willen, dem er nur leider aus angeborener, oder in einem vierzigjährigen gräflichen Dienst angewohnter Schwäche, niemals Geltung verschaffen kann; und Herr X. — der Bureauvorsteher-Assistent — ist so zweifelsohne kein Schelm, wie er ein ausbündiger Narr ist.

Ein wohlgewachsener junger Mann, der hübsch zu nennen wäre, wenn er es fertig brächte, aus etwas vorquellenden wasserblauen Augen ein wenig weniger dumm in die Welt zu sehen, die er immer zu fragen scheint, was sie koste, trotzdem er nie einen Pfennig in der Tasche hat. Er verwendet den letzten mit größter Gewissenhaftigkeit an seine Person. Zwar sein blondes Lockenhaar und den ditto Schnurrbart kräuselt er eigenhändig und kann sich dabei in keine großen Ausgaben stürzen, aber seine verblüffenden Anzüge, die ihm eine berühmte Firma in Berlin (in Wirklichkeit der Schneider in T. liefert, wie er sagt: baut), kosten ihm — nach seiner eigenen Versicherung — jährlich ein Vermögen. Mit Vorliebe erscheint er in einem graugrünen Jagdanzug, trotzdem er nie ein Gewehr

in die Hand nimmt, und geht in glänzend blanken Reitstiefeln mit obligaten klirrenden Sporen, obgleich ihn noch kein Sterblicher im Sattel gesehen hat. Er hört es gern, wenn man ihn „Herr Assessor" anredet — ein Titel, auf den ihm auch gewiß gegründetes Anrecht zusteht, da er der Sohn eines Regierungsrates ist und auf einer nicht weiter eruierbaren Universität mehrere Semester hindurch Jura studiert haben soll. Daß alle Damen im mehrmeiligen Umkreis so großen geistigen und körperlichen Vorzügen gegenüber sich in völlig hilfloser Lage befinden, ist ein Umstand, den er nicht ändern kann, wie sehr er selbst darunter leidet. Er läßt nur eine Ausnahme gelten: die Frau Oberdirektor, für die sein Herz in hoffnungsloser Leidenschaft glüht, womit dann wieder seine Leidenschaft für Reitstiefeln zusammenhängt. In solchen nämlich, wenn sie auch keineswegs immer blank sind, sieht er sehr häufig den Gatten der Angebeteten, und es hat sich bei ihm die Idiosynkrasie gebildet, daß er (der Gatte) sich seiner Zeit das Herz der Dame erobert habe durch seine männlich-martialische Erscheinung, für die Reitstiefeln unbedingt obligatorisch. Wenn man von mir als einem Günstling der hohen Frau in seiner Gegenwart spricht — was, wie ich fürchte, seine satirischen Kollegen häufiger, als unbedingt nötig, thun — zuckt er verächtlich die Achseln und murmelt etwas von Ikarus, den er um seine wächsernen Flügel nicht beneide. Einen starken, längst druckfertigen Band Ge-

dichte auf die Unvergleichliche giebt er nur nicht heraus, um Goethe und Heine nicht „vollends an die Wand zu drücken“.

Ob der Herr Schloßhauptmann, Baron von X., ein Narr, oder ein Schelm ist, muß ich dahin gestellt sein lassen, da ich nicht die Ehre seiner persönlichen Bekanntschaft genieße. Nach seinem Aussehen könnte er wohl das erstere sein, nach der Versicherung meiner Gewährsmänner aus den Bureaus ist er unbedingt das letztere. Vielleicht ist er beides. Seinen Titel führt er zu Recht, da er seine Dienstwohnung im alten Schloß und es als Offizier bis zum Rittmeister a. D. (im Train) gebracht hat. Über seine Kompetenzen soll er mit dem Kastellan des Neuen Schlosses fortwährend in erbittertem Streit liegen, und nur fest stehen, daß er dem Marstall des Grafen vorgesetzt ist, bei den Gesellschaften im Neuen Schloß als Oberceremonienmeister fungiert, bei einer Partie Whist die etwa fehlende vierte Hand übernimmt und nach dem Diner die Cigarren herumreicht. Ihn in der Ausübung dieser seiner letzteren Pflichten zu bewundern, habe ich meiner Zeit wiederholt Gelegenheit gehabt — aus scheuer Ferne, während Isabel über seine pompösen Manieren ungeniert lachte und die köstlichsten Witze machte. Als Schloßhauptmann und Baron sieht er auf den bürgerlichen Oberdirektor turmhoch herab, ebenso wie seine Gemahlin, eine geborene von Y., auf Frau Eve. Die Leute sind arm wie die Kirchen-

mäuse und haben acht Kinder, wovon man sich überzeugen kann, wenn man zufällig (wie mir es einmal geschah) in die Schloßkapelle kommt, die, seitdem die Herrschaften hier nicht mehr residieren, von der Frau Baronin annektiert ist und als Trockenboden für die Kinderwäsche ausgiebig benutzt wird. Der älteste Sprößling der segenreichen Ehe ist eine siebzehnjährige Baronesse. Ich weiß von ihr nur, daß sie blaß und blond ist, hellblaue Schmachtaugen und die für mich, dessen Turmfenster in einem rechten Winkel zu ihrem Zimmer stehen, üble Eigenschaft hat, zu musizieren. Sie spielt Klavier und singt. Das erstere leidlich, das letztere unleidlich, schon deshalb, weil ihr ganzes Repertoire aus einer Nummer besteht. Weshalb sie für diese gerade: „O, danke nicht für diese Lieder —" erwählt hat, mag der liebe Gott wissen. Jedenfalls habe ich an dem einen Liede genug; vielmehr wünsche, sie hätte von dem „lieben Angesicht" auch dieses eine nicht „abgelesen".

Frau Eve sagt, ich habe Mitleid mit den Armen und Elenden und überschätzt mich wenigstens in diesem Punkte nicht, wie in vielen anderen. Habe ich es doch sogar mit diesen Menschen, die freilich ärmer und elender sind als die verwüsteten Gestalten, die sich auf der schmutzigen Chaussee durch Wind und Regen von und zu ihrer Arbeit schleppen. Oder erscheinen uns geistige Armut und moralisches Elend um so häßlicher, in je feinerer Kleidung sie einher-

gehen? je glänzender die Verhältnisse sind, aus denen sie hervorschauen? Dann ist offenbar der Graf wiederum ärmer und elender als seine Beamten, der Ärmste und Elendeste von allen. So sollte ich mit ihm das größte Mitleid haben und würde es auch wohl, wenn ich wüßte — bis in die Einzelnheiten wüßte — unter welchen Verhältnissen der Mann so geworden ist. Denn schließlich sind es doch die Verhältnisse, die den Menschen machen; und die, unter denen er aufgewachsen, waren vielleicht im moralischen Sinne verderblicher, als jene, welche seinen armen Hintersassen und Arbeitern ihre Verkommenheit aufnötigen. Wie kann der einzelne gesund sein, so lange die Verhältnisse ungesund sind? Und sind das gesunde Verhältnisse, die Tausende zum physischen, moralischen und geistigen Hungertuch — starving sagt der Engländer, — verdammen, damit einer, an der Tafel der Üppigkeit von früh auf schwelgend, nie die himmlischen Mächte kennen lernt? Und nie sich selbst, nie das Maß seiner Kraft, der hundert täuschende Flügel angesetzt werden? nie seinen wirklichen Wert, den die Schmeichler, die ihn umbuhlen, immer hundertfach übertaxieren, sodaß der arme Narr in seinem von allen Seiten sorgfältig genährten Größenwahn gar nicht anders kann, als sich für einen Halbgott halten?

Gewiß, unsere modernen Realisten haben recht, wenn sie in der Erklärung ihrer Menschen wieder und

immer wieder den Hauptaccent auf das „Milieu" legen, in welchem der Betreffende aufwuchs und lebt.

Wobei dann freilich unerklärt bleibt, wie aus demselben Milieu so grundverschiedene Menschen hervorgehen wie etwa der bestialische Skapzeck und der edelgesinnte Anders.

Der Wächter, der an meinem Turm vorüberstreift, pfeift seinen Eulenschrei und ruft die zweite Stunde ab. Ich werde noch mit ihm zum Nachtvogel werden.

Gott sei Dank! sie ist wieder hier mit den Kindern, während ihr Gatte in gräflichen Geschäften noch eine weitere Reise nach Warschau und Rußland hat antreten müssen. Sie hat freundliche Tage in Berlin verlebt, die noch freundlicher gewesen sein würden, hätten ihr Gatte und der Herr Graf in den Konferenzen nicht eine so böse Seide miteinander gesponnen. Sie konnte offen mit mir über diese Dinge sprechen, die mir aus der Korrespondenz der Herren, die durch meine Hände geht, soweit hinreichend bekannt sind. Es handelt sich um die Neuverpachtung der Kohlenwerke für die nächsten Jahre, bei der, wie jetzt die Entscheidung gegen die Ansicht des Oberdirektors gefallen ist, ein Verlust von anderthalb Millionen in sicherer Aussicht steht. Daß unter diesen Verhältnissen die Ausführung des Projektes, den Ar-

beitern in der unmittelbaren Nähe der Gruben menschenwürdige Wohnungen zu schaffen, wiederum ad calendas graecas vertagt wird, versteht sich von selbst. Wie er (der Graf) wohl seine Einwilligung zu so kostspieligen Experimenten geben solle, wenn der Oberdiketor in der Kohlensache recht behalte! Natürlich ist dieser dem ironischen Herrn die Antwort nicht schuldig geblieben, und es wäre beinahe zwischen ihnen zum Bruch gekommen, jedenfalls zum größten Gaudium des Herrn Subdirektors, der natürlich in dem ganzen Handel der Einbläser des Grafen gewesen ist.

Der arme Graf hat aber auch sonst Ursache zu seiner gereizten Stimmung gehabt. Aus seinem Hause scheint mit Isabel der letzte Schimmer des Behagens verschwunden zu sein. Er soll Himmel und Hölle aufgeregt haben, daß die Heirat nicht zu stande kam, und als Isabel dann doch ihren Willen durchsetzte, ganz zerschmettert und sein einziger Trost der gewesen sein, daß nun wenigstens auch Armand die Hoffnung draußen lassen müsse. Frau Dr. Eberhard, von der natürlich diese Mitteilungen stammen, behauptet, Armand habe nie welche gehabt, wozu ich natürlich im stillen aus tiefster Seele Amen sage. Überdies würde ja der Herr Papa nun und nimmermehr seine Einwilligung gegeben haben! Armand ist seit einem Jahre Offizier. Er steht bei den Gardedragonern und in dem Rufe, einer der flottesten Kavaliere der Residenz zu sein.

Ich glaub's gern. Hübsch und gewandt genug ist er. Es fragt sich nur, ob seine Flottheit nicht größer ist, als die Zuschüsse zu seiner Gage aus seines Vaters Börse. Mögen beide sehen, wie sie miteinander fertig werden! Es wird immerhin schwer halten, seitdem die Gräfin nicht mehr, wie früher, die Vermittlerrolle übernehmen kann. Nachdem ihre Überspanntheit sich in den Kreuz- und Querfahrten, von denen mir Isabel schrieb, ausgerast, ist sie — bald nach Isabels Weggang — in tiefste Apathie verfallen, und man hat sie einer maison de santé übergeben müssen. Die arme Sibylle! Wie das zarte, liebe Mädchen mir von Herzen leid thut! Sie ist jetzt fast ganz in das Zimmer gebannt, die meiste Zeit bettlägerig, die andere in einem Krankenstuhl mit der Lektüre philosophischer und theologischer Schriften verbringend. Es soll nichts rührenderes geben, als ihr durchgeistigtes, wachsbleiches Gesicht, aus dem die großen frommen Augen wie einer schon halb Verklärten blicken! Ich möchte sie so gern einmal wiedersehen.

Und dazu habe ich ja nun gegründete Hoffnung. Der Verleger hat meinen Roman angenommen unter der Bedingung, daß ich den ersten Teil kürze, was ja völlig mit meinen Wünschen übereinstimmt. Er zahlt ein Honorar, das Professor Richter mäßig nennt, während es meine kühnsten Hoffnungen auch dann übertreffen würde, wenn ich mir überhaupt welche gemacht hätte. Das Buch soll noch in diesem Herbst

erscheinen. Der Professor nimmt an, daß ich persönlich den Druck überwachen werde, bleibt also bei der Ansicht, daß meines Bleibens hier nur noch diesen Sommer hindurch sein dürfe, und — Frau Eve muß dem Vater recht geben! Während sie mir die Vorteile, die eine Übersiedelung nach Berlin für mich haben würde, auseinandersetzte, hatte ich zum erstenmale die Empfindung, daß sie nicht ganz ehrlich gegen mich war. Sie pflegt sonst bei einer Ansicht, die sie sich gebildet hat, fester zu beharren; auch hatte ihre Stimme nicht den gewohnten ruhigen Klang und sie stockte ein paarmal in ihrer Rede, was ihr sonst nie begegnet. Ich zerbreche mir den Kopf darüber, wodurch diese schnelle Bekehrung bei ihr veranlaßt sein kann. Daß der Professor gerade zum Herbst einen Amanuensis braucht, der ich dann sein soll, ist ja gewiß ein glücklicher Zufall; aber an dergleichen Chancen kann es doch in einer so großen Stadt bei einiger Protektion nicht fehlen. Da die Möglichkeit, daß sie mich um ihrethalben forthaben will, ausgeschlossen, die Wahrscheinlichkeit, daß sie für meine Seelenruhe fürchtet, äußerst gering ist, bleibt nur die eine Erklärung: sie spricht nach dem Wunsche, vielleicht im Auftrage ihres Gatten. Wobei sich dann wieder fragt, ob er den ungeschickten Sekretär los zu sein wünscht, oder — dummes Zeug! Das sähe dem Manne so unähnlich wie möglich, obgleich — lieber Freund, sei kein Narr! Du bist empfindlich, daß der

besten aller Frauen nicht das Herz bricht, weil du deinen Ränzel schnüren mußt, und möchtest nun, anstatt einfach die Dinge zu nehmen, wie sie liegen, eine Shakespearesche Eifersuchtstragödie inscenieren, zu der sich nur leider die personae dramatis nicht finden wollen. Sie hat in ihrem kleinen Finger mehr Verstand, als die holde Desdemona in ihrem hübschen Köpfchen; und wenn Othello, anstatt Feldherr der Republik Venedig, Oberdirektor des Grafen Waldburg gewesen wäre, hätte er mehr zu thun gehabt, als über ein verirrtes weißes Batisttuch die schwärzesten Grillen zu fangen. Restierte nur der Cassio, zu dessen Lobe sein bester Freund doch nur versichern konnte, daß er ein bildhübscher Junge sei, — etwas, das, soviel ich weiß, selbst mein schlimmster Feind noch nicht von mir behauptet hat.

Truth is stranger than fiction! Während meine Phantasie zaghaft mit einer unmöglichen Eifersuchtstragödie spielt, hat in Eisenhammer eine sehr wirkliche, seltsamste ihren erschütternden Abschluß gefunden.

Albinka hat sich in dem kleinen See hinter dem Dorfe ertränkt! Sobald die Nachricht hierher kam, bat ich um Urlaub und eilte hinüber. Von Anders war nicht viel zu erfahren — der sonst so Gelassene war ganz zerschmettert — desto ausgiebiger flossen die Kommentare der dörflichen Geschichtenträger beider-

lei Geschlechts. Man hatte an der Unglücklichen längst eine ihr sonst ganz fremde Niedergeschlagenheit beobachtet, die sich bis zur Schwermut und Menschenscheu vertiefte. Die von ihr früher so gern aufgesuchten Tanzböden mied sie völlig, ging selten aus dem Hause und dann nur, um in Feld und Wald die einsamsten Stellen aufzusuchen. Man ließ sie gewähren und verlor schließlich an ihr, die sonst immer in aller Leute Munde war, jedes Interesse, das um so lebhafter wieder erwachte, als das Gerücht auftauchte, die Spaziergänge der schönen Frau seien nicht ganz so einsam, wie man angenommen hatte. Das Gerücht erhielt sich nicht nur, sondern fand bald mehr oder weniger glaubwürdige Bestätigung von verschiedenen Seiten, und der letzte Zweifel mußte schwinden, als der Betreffende im trunkenen Übermut den Wirtshauskumpanen gegenüber sich seiner Eroberung rühmte. Es war niemand anders als Stanik Stolarzeck, jener widerwärtige, brutale, stiernackige Mensch, der früher stets Marthe mit seinen Werbungen belästigt hatte, von Albinka, die Marthe aus dem Hause haben wollte, sehr begünstigt war und, als diese das Haus verlassen, die Gunst der schönen Stiefmutter sich weiter zu Nutze gemacht hat, wie aus dem traurigen Ausgang des schlimmen Handels mit nur zu großer Sicherheit hervorgeht. Man nimmt an, und muß wohl annehmen, daß der Mensch dem unglücklichen Weibe, wenn sie sich von

ihrem Gatten scheiden ließe, die Ehe versprochen und sie daran gezweifelt hat, vielmehr überzeugt gewesen ist, er werde sein Versprechen nicht halten. Eine Überzeugung, der sie sich wohl nicht verschließen konnte, wenn der wüste Gesell geflissentlich unter ihren Augen sein gewohntes liederliches Treiben mit den notorisch frechsten Dirnen in der Fabrik fortsetzte. Irgend eine schlimmste von den schlimmen Scenen, die sicher zwischen den beiden sich abgespielt, wird dann die Katastrophe herbeigeführt haben. Man munkelt noch von einem anderen Umstande, welchen die Unglückliche, da sie ihn nicht länger verbergen konnte, in den Tod getrieben.

Der arme Anders! Er hat die so viel jüngere Frau, wie denn das zu sein pflegt, mit der ganzen Kraft seines treuen Herzens geliebt, und wehrt sich nun wie ein Verzweifelter gegen die traurige Wahrheit, die doch mit Händen zu greifen ist. Ich glaube nicht, daß er den Schlag verwindet. Er weist jeden Beistand zurück: Frau Eves, die in gewohnter Hilfsbereitschaft ihre Dienste angeboten hat, selbst Marthes, welche den einen der Stiefbrüder, oder beide zu sich nach Berlin nehmen will. Dabei ist die Wahl, die er für die Person getroffen hat, welche in Zukunft bei ihm haushalten soll, so sonderbar, daß ich an seinem gesunden Verstande zu zweifeln beginne: die alte Kubitzka, an der Frau Eve und ich an jenem Abend hier unten in der Halle Samariterdienste

thaten; die allen jungen Leute, die sie bei einander stehen sieht, prophezeit, sie würden noch einmal ein Paar werden, und die von dem ganzen Dorfe einfach für verrückt gehalten wird. So darf Anders sich rühmen, nachdem er die Schönste der Schönen sein Weib genannt, die Häßlichste der Häßlichen zur Haushälterin zu haben. Möglich, daß dieser ungeheuerliche Gegensatz den phantastischen Mann gereizt hat. Andere haben eine andere Auslegung. Die Kubitzka sei, als Anders vor nun fünfundzwanzig Jahren aus seiner deutschen Heimat in das polnische Nest kam, eine kinderlose annehmbare Witwe gewesen, die ihr Auge auf den stattlichen Fremden geworfen, obgleich er bereits mit Frau und Kindern versehen war. Sie habe sich dann, als Anders' erste Frau starb, sichere Hoffnung auf seinen Besitz gemacht, die er durch seine Heirat mit der schönen Albinka täuschte. Darüber sei sie verrückt geworden, und Anders wolle jetzt die Ärmste für das viele Leid, das er ihr wider Willen zugefügt, soweit es in seinen Kräften stehe, entschädigen. Auch das sähe ihm ähnlich. Aber Unsinn ist und bleibt es. Ich werde an Marthe schreiben, ob da nicht irgendwie eine Abhilfe geschafft werden kann.

Und wenn nun schon die Erinnerung an jene schwüle Sommernacht, die mich meine linke Hand gekostet hat, zu den peinlichsten meines Lebens gehört, so ist sie durch diese grausigen Geschehnisse noch um vieles peinlicher geworden. Es ist entsetzlich, in wel-

chem Dunkel wir armen Menschen wandern! Hätte ich die Unglückliche retten können? Wodurch? Daß ich an meinem väterlichen Freund den schnödesten Verrat übte? Die Heiligkeit des Gastrechts schändete? mich in meinen eigenen Augen für immer ehrlos machte? Und das alles für eine, die doch verloren war! die zu einem Stanik Skolarzeck sich erniedrigen konnte! Sie, die die Natur in einer üppigen Gebelaune geschaffen! die vielleicht unter anderen Verhältnissen —

Da wäre ich denn glücklich wieder bei den Verhältnissen, dem Milieu, wie unsere Realisten sagen, und vor dem ich von Tag zu Tag mehr Respekt bekomme. Verhältnisse! es klingt fast so fürchterlich, wie die „Mütter" im Faust. Sind sie es doch, aus deren geheimnisvollem Schoße alles emporwächst. Und dessen Geheimnis man ergründen muß, will man zur Klarheit und zur Wahrheit gelangen.

Jedenfalls will ich in meiner nächsten Novelle (oder wird es wieder ein Roman?) alle Sorgfalt auf das Milieu verwenden.

Damit es mir ergeht, wie Zola mit seinem „Germinal" in den Augen unseres Oberdirektors, der, als gelegentlich Frau Eve, wohl nicht, ohne einen Avis für mich geben zu wollen, von der intimen bergmännischen Sachkenntnis sprach, die der Meister in dem genannten Roman entwickelt habe, erst verwundert zuhörte und dann mit Nachdruck sagte: „nimm's mir

nicht übel, liebe Frau, aber von diesen Dingen verstehst Du nichts. Ich kann Dich versichern, wenn einer meiner Obersteiger solche Dummheiten machte, wie der Mann in dem Buche seine Leute machen läßt, er wäre die längste Zeit Obersteiger gewesen."

Wenn Fritz Reuter behauptet, daß man gut nur Geschichten erzählen könne, bei denen man selbst „dabei gewesen ist", darf man sie doch nicht erzählen wollen, bevor sie einem in eine gewisse sänftigende Zeitferne gerückt sind.

Der Tod der schönen Albinka schien mir der tragische Abschluß einer Dorfgeschichte, die ich nur so hinzuschreiben brauchte, um Berthold Auerbach und Gottfried Keller ein Paroli zu biegen. Dann fand ich bald, daß es an allen Ecken und Enden haperte, ich den Personen und Geschehnissen gegenüber, die ich so genau kannte, gar keine dichterische Freiheit hatte. Das würde ja in den Augen eines Realisten von der strikten Observanz meiner Arbeit nur zum Vorteil gereicht haben; in den meinen wurde sie dadurch zu einer trockenen Photographie anstatt zu einem farbenfrohen Gemälde. Dazu kommt: ich kann aus der Geschichte nicht wohl fortbleiben und die Scheu nicht überwinden, mich in Scene zu setzen. Und indem ich es doch versuche, merke ich erst, wie unklar ich über mich selber bin, über die Motive, die mich bewegt

haben, im Dunkeln tappe, und schäme mich der Anmaßung, in den Seelen der anderen, die ich doch noch weniger kenne, wie in einem aufgeschlagenen Buche lesen zu wollen. So kam ich bei der Schilderung Marthes auf den wunderlichen, durch nichts gerechtfertigten Gedanken — es widerstrebt mir, ihn niederzuschreiben — sie habe mich geliebt, Albinka es gewußt und in jener Nacht nicht im Wahnsinn der Überraschung und Scham das Messer ergriffen, sondern um endlich Rache an der verhaßten Nebenbuhlerin zu nehmen. Auch Anders macht mir viel zu schaffen. Ich sah einen poetischen Meisterzug darin, wenn ich den guten, wohlwollenden Menschen, der nie jemandem etwas zuleide gethan, über die Grausamkeit, mit der das Geschick ihn behandelt, wahnsinnig werden ließe, und werde von abergläubischer Furcht gefoltert jetzt, wo sich bei ihm Symptome zeigen, die, wenn nicht auf völligen Wahnsinn, so doch auf eine starke Störung seines Geisteslebens schließen lassen. Er soll alles Ernstes damit umgehen, die alte Kubitzka zu heiraten. Die andere sei jung und schön gewesen und habe ihn betrogen, diese, die alt und häßlich, werde ihm treu sein; jene, die ihn nie geliebt, habe sich sein Weib nennen dürfen, so solle diese, die ihn immer geliebt, nicht seine Magd bleiben; je ungerechter das Schicksal, um so mehr müßten die Menschen nach Gerechtigkeit streben, und wollten die anderen Menschen darin nicht mit thun, so sei das kein Grund für ihn, die Hände in

den Schoß zu legen. So habe es Christus gehalten und dafür den Kreuzestod erlitten; so Arnold Winkelried, als er sich die österreichischen Speere in die Brust stieß. Er wollte der Freiheit eine Gasse machen, die geknebelt sei, so lange die Ogres ihre Eisenpanzer der nackten Brust des Volkes entgegenstemmten. Jede Fabrik, deren Maschinen vom Kapitalismus geheizt würden, sei ein Ogre, der zu Boden müsse. Und ginge darüber alles zu Grunde — es sei für den Menschen lange nicht so schmachvoll, mit den Tieren in Freiheit von den Kräutern des Feldes sich zu nähren, als im Dienste der Ogres sein Brot zu essen!

Diese letzten Phrasen habe ich aus seinem Munde mit meinen Ohren gehört. Er sagte alles ohne scheinbare Erregung; nur in seinen grauen Augen unter den dunklen Brauen blitzte es manchmal unheimlich.

Und ich muß mir sagen, daß zum mindesten diese verrückten Ogre-Ideen von dem Mittag datieren, als ich ihm im Walde mein Märchen erzählte!

So habe ich im Herumtasten an dem ungefügen Stoff, in mißglückten Versuchen die prosaisch spröde Masse in poetischen Fluß zu bringen, zwei kostbare Monate verloren.

Frau Eve ist sehr unzufrieden mit mir; ich bin es wahrlich nicht minder.

Ich hatte, ohne es ihr zu sagen, an ihren Vater nach Berlin geschrieben, daß, so er mich noch brauchen könne, ich zum ersten Oktober, wenn er wolle, noch früher, zu seinen Diensten stehe. Er antwortete umgehend, ich sei ihm sehr willkommen, und er erwarte mich bestimmt zum ersten Oktober. Natürlich machte ich dem Chef die nötigen Mitteilungen, die er gleichmütig entgegennahm. Warum auch nicht? Er verliert an mir nichts, und für den Verlust, den ich erleide, braucht er nicht aufzukommen. Ihr hatte ich es nicht zu sagen gewagt; sie mochte es durch ihren Gatten erfahren. Und ich nahm an, daß sie es erfahren habe und mit Stillschweigen über die Sache weggehen wolle.

Ich hatte mich wieder einmal geirrt.

Heute Nachmittag zum Kaffee geladen, hatte ich kaum ihr Zimmer betreten, als sie mir lebhaft entgegenkam und, meine beiden Hände ergreifend, rief: So ist es denn wirklich entschieden! Sie wollen fort!

Sie selbst haben mich ja fortgeschickt, gnädige Frau!

Nennen Sie mich nicht gnädige Frau, wenn Sie solchen Unsinn reden! Sie hätten lange warten können, bis ich Sie fortschickte. Sie wissen, wie Sie mir fehlen werden.

Und ich weiß nicht, wie ich ohne Sie leben soll.

Wir waren beide so bewegt, daß, als wir uns dann gesetzt hatten, eine Weile verging, bevor wir weiter sprechen mochten.

Das wird sich finden, wie alles in der Welt, sagte sie, an meine letzten Worte anknüpfend, für Sie sehr viel schneller und leichter als für mich, die ich hier in meiner Einsamkeit bleiben muß auf wer weiß wie viele Jahre. Wie oft ist mein Mann auf Wochen verreist; dann kommen Tage und Tage, wo ich kein Wort spreche außer mit den Kindern und den Dienstboten. Und ist er hier, so gehören Gespräche über Litteratur und Kunst auch nicht zur Tagesordnung. Ich beklage mich nicht. Ich glaube, alle Männer, die es in ihrem Berufe, er sei nun, welcher er sei, zu etwas Bedeutendem bringen wollen, müssen einseitig sein; und mein Mann ist in dem seinen so bedeutend, daß er, wenn einer, das Recht hat, sich für eine Menge Dinge, unter anderen für Kunst und Litteratur, nicht zu interessieren. Nur daß sie gerade die sind, denen mein Interesse von Jugend auf gegolten hat und Zeit meines Lebens gelten wird. Ich war durch meinen Vater und die Menschen, die in seinem Hause verkehrten, nach dieser Seite hin etwas stark verwöhnt. Und nun werden Sie lachen, wenn ich sage: mit Ihnen, der Sie nie in Berlin gewesen sind, ist mir ein Stück Berlin zurückgekommen. Ich durfte wieder über meine Lieblingsthemata sprechen; durfte sogar, indem Sie mich an Ihren Arbeiten teilnehmen ließen, intimere

Blicke in die Werkstatt eines Dichters werfen, als je zuvor. Und das Beste von allen —

Hier stockte sie und fuhr dann in ihrer mutigen Weise, mir gerade in die Augen blickend, fort:

Sie haben nie eine Schwester gehabt. Ich meine, das ist ein Unglück für jeden jungen Mann, zumal für einen, der von Berufswegen unter anderem auch in der Frauenseele geläufig lesen soll. Ich habe mir eingebildet — nein! — ich weiß, daß Sie in mir eine Freundin gefunden haben, die, wenn sie auch besser, geistreicher, und der Himmel mag wissen, was noch alles sein könnte, es ganz gewiß so gut mit Ihnen meint, wie es nur eine Schwester meinen kann.

Sie reichte mir die Hand, die ich, mich herabbeugend, küssen wollte. Und dann, ich weiß nicht, wie es geschah, hatte ich sie auf die Lippen geküßt — den reinsten Kuß, den je ein Bruder auf den Mund seiner Schwester gedrückt hat.

Keine Spur von Befangenheit dann weder bei ihr, noch bei mir! Im Gegenteil! es war, als ob ein Alp von uns genommen wäre, und wir dürften zum erstenmale nach unserer Herzen Wunsch frei miteinander verkehren. Wir lachten und scherzten und neckten uns und waren übermütig wie Kinder. Es war die glücklichste Stunde meines Lebens. Wäre sie doch ein paar Tage früher gekommen! Ich hätte mich wahrlich noch sehr bedacht, bevor ich ein so hohes Glück

für das Linsengericht hingab, das sich Berlin nennt. Jetzt ist es zu spät.

Ich soll für meine Überhast gründlich abgestraft werden. Da liegt ein Brief vor mir — von ihr! Sie wird zum Herbst nicht hierher —

„Neapel. Hotel dü Louvre. Mai 188*

Liebes Sonntagskind! Du hast Dich zu früh auf mein Kommen gefreut. Ich soll noch eine Zeit in der Welt herumsinbadisieren, ein paar Monate wieder einmal auf Capri, Herbst und Winter in Palermo, vielleicht Kairo verleben. Die Ärzte wollen es (NB. nicht meinethalben!) Es ist grausam, besonders, weil es so grausam langweilig ist. Ich kann Dir nicht sagen, wie ich dies Leben satt habe. Ich möchte manchmal Räuber in den Abruzzen werden, da ich vermute, daß diese Edlen nicht täglich dreimal Toilette zu machen brauchen. Mich überläuft ein Schauder, wenn ich nur das Wort Corso aussprechen höre; und wenn die Kellner die Thür zum Speisesaal aufreißen, meine ich immer, daß es nicht zur Table d'hôte, sondern direkt zum Schaffot geht. Es wäre vielleicht zu ertragen, gäbe es keine Engländer. Sie werden noch mein Tod sein. Bei den alten Gentlemen mit den dünnen Lippen, die stets nach Luft zu schnappen scheinen, und den hohen Kravaten, die ihnen die mageren Hälse zuschnüren, muß ich immer an Deinen Ogre-

könig denken, der einen Tannenwipfel in der Kehle stecken hat; aber die jungen mit ihren ausgeschnittenen Kragen und Westen und der studiert blasierten Miene, die immer sagen zu wollen scheint: ich weiß ja, daß ich ein Adonis bin, aber ich lege keinen Wert darauf — sie sind noch viel abscheulicher. Jeder von ihnen könnte zu Deinem Ogreprinzen Modell gesessen haben. Unter den Damen sind oft auffallend hübsche Erscheinungen, aber — ich kann alles ertragen, nur keine Koketterie. Und wenn Du jetzt sagst: außer bei dir selbst, so bist Du kein gutes Sonntagskind, sondern ein böser Bube von der schlimmsten Sorte, der wahrhaftig nicht wert ist, daß eine arme kleine Fee sich für ihn die Finger wund schreibt.

Ich freue mich furchtbar auf Deinen Roman, in dem ich die Heldin bin. Er wird mich, so lange ich ihn lese, die grausame Prosa um mich her vergessen lassen, und daß ich nicht besser bin als die Bataillone von Frauenzimmern, die mit mir die Coupés erster Klasse auf den Eisenbahnen, die Konversations-Lese- und Speisesäle der Hotels unsicher machen, und bei deren schauderhaften Anblick ich immer frage, wozu um alles in der Welt sie wohl der Herrgott geschaffen hat.

Schreibe mir noch hierher, vorausgesetzt, daß Du wieder einen so lieben Brief fertig bringst wie Deinen letzten; empfiehl mich Deiner angebeteten Frau Eve, und — nein! Eitelkeit war immer eine Schwäche bei

Dir, die ich nicht noch vergrößern darf. Ich schicke Dir also das nicht, was ich Dir sonst geschickt haben würde, sondern bin und bleibe nur, wie immer,

Deine Maiennacht."

Ich habe geglaubt, Eve, nachdem sie meine Schwester geworden, aus meiner thörichten Leidenschaft für Isabel nicht länger ein Geheimnis machen zu sollen, und mich weiter nicht geschämt, als sie mich lächelnd versicherte, daß diese meine Liebe alles mögliche für sie sein könne, nur kein Geheimnis. Mit der Geheimhaltung habe ich es genau so klug angefangen, wie der Vogel Strauß, der sich seinen Verfolgern unsichtbar zu machen glaubt, wenn er den Kopf in den Sand steckt. Als ob es überhaupt einen Dichter gäbe, der sein Herzensgeheimnis für sich habe behalten können! Die dichterische Plauderhaftigkeit sei manchmal für andere nicht wenig unbequem, aber die Poesie sauge aus ihr ihre feinste Nahrung, und so müsse man sich mit Ergebung in das Unvermeidliche schicken, wie es gewiß auch Isabel thun würde, wenn sie sich — von dem Märchen ganz zu schweigen, das so durchsichtig sei, wie ein Nebelschleier — in meinem Roman von ihrem reizenden Köpfchen bis zu ihren kleinen Füßen abkonterfeit sähe.

So sei denn eine Leidenschaft, die für den Dichter zur begeisterten Muse werde, so gar thöricht nicht,

und überdies, was sie sehr hoch veranschlage, eine mächtige Wehr und Waffe gegen das Gemeine, dessen sich ein junger Mann sonst so schwer erwehre. Nur müsse er sich bewußt bleiben, daß seine ideale Welt und die Wirklichkeit zwei sehr verschiedene Dinge seien, und um Himmelswillen nicht versuchen wollen, die eine mit der anderen zu verquicken. Das gebe nichts als Konfusion und Unglück, wovon man sich überzeugen könne, wenn man einen Blick in die Ehen, besonders die jungen werfe. Denn die Liebe teile mit der Poesie die idealisierende Tendenz, nur daß die Poesie in dem Gedicht die Scheidung beider Welten rein vollziehe, wozu die Liebe nicht in demselben Maße im stande sei. Wem ein Gott zu sagen gab, was er leide, sei eben dadurch von den Leiden erlöst, während die anderen Menschen ihre Qual stumm weiter tragen müßten.

Mit anderen Worten, sagte ich, es ist ein Glück für mich, daß Isabel nicht mein Weib werden sollte.

Ein sehr großes sogar, erwiderte sie; oder es hätte unbedingt jene Konfusion gegeben, die euch beide tief unglücklich gemacht hätte.

Aber Sie sagten doch eben selbst, ein Dichter wisse sich aus diesem Unglück zu erlösen.

Erstens würde das nur für Sie gelten, nicht für Isabel; und zweitens: durch welche grausamen Kämpfe müßte der Sieg errungen werden! Nein, es ist schon besser so, wie es ist.

Isabel ist nicht glücklich, murmelte ich.

Wissen Sie das so bestimmt, Sie eitler Mensch? Wenn ich nun behaupte, Baron Schönau ist gerade der Mann für ein Wesen wie Isabel, die mit ihren blendenden äußeren Vorzügen nun einmal ein Weltkind ist und bleibt, trotzdem ich ihr Geist und Gemüt keineswegs absprechen will. Der Schwerpunkt wird für sie immer in die ersteren fallen, und Geist und Gemüt nur als Folie dienen, den Glanz jener zu erhöhen.

Sollten Sie hier nicht ausnahmsweise ein wenig ungerecht sein?

Warum nicht, wenn es Sie beruhigt. Übrigens kann ich Ihnen sagen, welche Bewandtnis es mit dem Herbst- und Winteraufenthalt auf Capri und in Sicilien hat. Der Arzt in Rom will bei dem Baron den ersten Anfang eines Lungenleidens konstatiert haben, und Doktor Eberhard, der ihn hier gelegentlich untersuchte, meint, es könne etwas daran sein. So ist es gewiß verständig, wenn man bei Zeiten vorsorgt. Nur daß dieser jahrelange Aufenthalt in der Fremde schließlich doch kostspieliger werden dürfte, als mit den Einkünften Schönaus verträglich ist. So meint wenigstens mein Mann. Es sollte mir aufrichtig leid thun. Ich kann mir Isabels leuchtendes Bild — werden Sie jetzt zufrieden sein? — ihr zur Seite, oder hinter ihr herschleichend, die graue Schattengestalt der Sorge, nicht ohne tiefes Mitleiden vorstellen. Sie gehört in glänzende Verhältnisse.

Und ist doch aus so kläglichen hervorgegangen!

Um sich aus ihnen zu retten, so bald sie konnte. Wie weit sind wir mit unserer Novelle?

Sie dringt beständig darauf, daß ich, wohl oder übel, die angefangene Dorfgeschichte vollende. Ich halte nichts von den Dichtern, sagt sie, die nur Dichtungsfragmente bringen; sie sind, und wären die Fragmente noch so vielversprechend, doch nur fragmentarische Genies. Ein echter Dichter — jeder echte Künstler — muß sein, wie die Ameise Tamerlans, die mit ihrem Weizenkorn neunundneunzigmal den Stein zu erklimmen versuchte, bis es ihr beim hundertstenmale gelang, oder wie Jakob, der mit dem Engel rang und zu ihm sprach: ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn.

So bin ich wieder an die Arbeit gegangen mit leidlichem Erfolg. Wenn ich nur erst wüßte, wie ich Anders endigen lassen soll! Er ist die Hauptperson geworden, und da die Geschichte durchaus tragisch ist, kann sein Ende nur ein tragisches sein. Aber welches? Ihn völlig wahnsinnig werden zu lassen, davon hält mich eine unüberwindliche Scheu zurück: ich fürchte immer, ich könnte dadurch den Wahnsinn zur traurigen Wirklichkeit machen. Das ist Unsinn, aber ich komme nicht darüber weg. Und ließe ich ihn wahnsinnig werden, ich könnte ihn doch nicht die verrückte Hexe Kubitzka heiraten lassen; ich müßte irgend eine Katastrophe erfinden, in der er einen seiner würdigen Tod fände. Aber welche? Samiel hilf!

Das hat mir nicht von dem Chef gefallen. Wir sprachen — in Eves Gegenwart — über Anders, der die Kubitzka noch immer im Hause hat und fortfährt, durch seine krausen Reden die Leute in Erstaunen zu setzen. Ich sagte, daß ich den Ärmsten für schwer krank halte, und ob es nicht angehe, ihn in eine Anstalt zu bringen, in der er wieder genesen könne? Eve stimmte mir bei. — Ich weiß nicht, was Ihr beide wollt, rief ihr Gatte. So lange der Mann, wie es der Fall ist, seine Arbeit regelmäßig und ordentlich thut, habe ich keine Veranlassung, mich einzumischen. Das mit der Kubitzka ist seine Privatangelegenheit, und was seine Faseleien betrifft, so lege ich darauf kein Gewicht. Die socialdemokratische Lehre ist ein solcher Blödsinn von A bis Z, daß es bei einem, der damit behaftet ist, auf ein bischen mehr oder weniger Verrücktheit gar nicht ankommt.

Ich erlaubte mir zu bemerken, daß eine Lehre, zu der sich Hunderttausende von denkenden Wesen bekennten, doch mindestens einen Kern Wahrheit in sich bergen müsse, und daß es vielleicht nur darauf ankomme, diesen wahrhaftigen Kern aus dem übrigen, das ja immerhin Thorheit sein möge, herauszuschälen.

Auch das wollte er nicht gelten lassen.

Sichten Sie die Spreu, wie Sie mögen, rief er; Spreu bleibt Spreu. Selbst wenn ich von dem kommunistischen Nonsens absehe, von der freien Wahl, der Wertgleich-

heit der Arbeit und anderen völlig utopistischen Träumereien — der Unsinn des Unsinns bleibt: daß die Menge herrschen soll. Das kann sie nicht, hat sie nie gekonnt, wird sie niemals können. Einer muß herrschen, sagt, so viel ich weiß, schon der alte Homer. Das ist das einzig Richtige. Schon, wo zwei herrschen wollen, ist einer zu viel. Woher kommt das ganze Unglück in unserer Verwaltung als daraus, daß mir der Graf beständig in meinen Kram hineingepfuscht und mir das Konzept verdirbt? Wobei ich an Herrn — nun nomina sunt odiosa — und andere Fuchsschwänze, die im Trüben krebsen wollen, noch gar nicht gedacht haben will. Wäre es nicht darum, wir könnten hier ruhig und zufrieden leben, die Arbeit würde florieren, die Leute hätten keinen Grund zur Klage —

Du giebst also zu, daß sie ihn jetzt haben; warf Eve ein.

Beweist das etwas für die Socialdemokratie? rief er. Es beweist nur, daß die beste Maschine schlecht arbeitet, wenn sie mit Reibungen zu kämpfen hat, die ganz unnötig sind und so leicht zu beseitigen wären. So, wie es jetzt ist, kann es leicht passieren, daß sie eines schönen Tages stille steht. Die letzten Nachrichten aus Westfalen lauten spottschlecht. Ein Streik scheint unvermeidlich, und wenn es auch kein Generalstreik wird — das wird es ja nie — so können die partiellen Streiks schon Unheil genug anrichten. Dann geht der Tanz vier Wochen später bei uns los. Unsere

Verhältnisse liegen freilich ganz anders, und die Sache ist von vornherein aussichtslos; aber die Leute sind eben bodenlos dumm und rennen blind in ihr Verderben.

Eve brach das unerquickliche Gespräch ab; es hätte ja auch zu nichts geführt, es fortzusetzen.

Ich hatte freilich die Frage auf den Lippen: wer ist denn schuld an der bodenlosen Dummheit der Leute? Die Antwort hätte wahrscheinlich gelautet: die Pfaffenwirtschaft. Ich gebe zu, daß sie einen großen Teil der Schuld trägt — es sind eben nicht alle Pfarrer wie mein braver Szonsalla — aber trägt sie sie allein? Ist es an anderen Orten, wo man die Unwissenheit der Leute der Pfaffenwirtschaft nicht in die Schuhe schieben kann, denn so wesentlich viel besser?

Nein, mein verehrter Herr Chef: mit dem aufgeklärten Despotismus, auf den denn doch die Einzelherrschaft hinausläuft, geht es heutzutage wirklich nicht mehr. Man wird schon versuchen müssen, ob nicht ein Schuh daraus wird, wenn man das Ding einmal umkehrt. Daß dabei verschiedene sieben Sachen, die an und für sich zweifellos sehr hübsch sind, entzwei gehen, wird sich freilich nicht vermeiden lassen.

Vorgestern war der Geburtstag meines Lieblings Erna. Ein Pate hatte ein kostbares Album geschickt mit dem wunderlichen Motto: Trau, schau, wem? Eve

bat mich, ich sollte ein paar Verse hineinschreiben, die natürlich nicht für das jetzige Verständnis des Kindes berechnet zu sein brauchten. Ich habe seit Monaten keine Verse gemacht — das Novellenschreiben scheint sich nicht gut damit zu vertragen — und brachte gestern Nacht, nicht ohne einiges Kopfzerbrechen, die folgenden zu stande:

Trau, schau, wem?

Es ist noch längst nicht alles Gold, was glänzt,
Und manches glänzt nicht, was doch eitel Gold ist;
Nicht immer scheint die Sonne, wenn es lenzt,
Und mancher Tag im Winter frühlingshold ist;
Du siehst nicht manchem armen Mädchen an,
Daß ihre Seele voll von süßem Duft ist,
Und Hamlet sagt: es lächelt mancher Mann
Beständig, der ein abgefeimter Schuft ist;
Gar manches scheint geschnitzt aus ganzem Holz,
Was kläglich doch aus Stücken nur geleimt ist;
Oft wächst an einem Baume dumm und stolz,
Auch giebts viel Ungereimtes, das gereimt ist;
Gar manches Werk dem Publikum gefällt,
Das doch, bei Licht beseh'n, der reine Schund ist,
Und manche Frau geht klaglos durch die Welt,
Der das gequälte Herz zum Sterben wund ist;
Gar manches steht in der Olympier Hut,
Was einem Cato nimmermehr genehm ist;
Auch dieses merk dir, Kind: nur dem geht's gut
Im Leben, dessen Wahlspruch: Trau, schau, wem? ist!

Wissen Sie, sagte Eve, wie mir Ihre Verse vorkommen? Wie das Menü sparsamer Hausfrauen am Sonnabend, das man eine Wochenübersicht nennt. So

haben Sie von allem, was Sie bisher erlebt, etwas genommen und sich den Anschein gegeben, aus ganzem Holz zu schnitzen, während Sie doch nur aus Stücken — nicht kläglich, da muß ich Sie gegen Sie selbst in Schutz nehmen! — aber doch leimten. Wollen Sie es auf eine Stichprobe ankommen lassen?

Bitte!

Das unscheinbare arme Mädchen mit der Seele voll von süßem Duft ist Marthe.

Zugegeben.

Mit dem eitel Gold, das nicht glänzt, haben Sie mir schmeicheln wollen.

Nicht schmeicheln!

Still!

Der Baum, an dem dumm und stolz in trauter Gemeinschaft wachsen, ist natürlich ein gräflicher —

Getroffen!

Wie der stets lächelnde Schleicher ein bürgerlicher Subdirektor, der sich gern zum Generaldirektor liebedienern möchte.

Aufzuwarten!

Neben dem sich dann der stolze Cato in der Person des Herrn Verfassers sehr vorteilhaft abhebt.

Und das nennen Sie eine Stichprobe!

Ich bin gleich zu Ende. Daß Sie Ihrer lieben Mutter mit der „klaglosen Frau“ pietätvoll gedacht haben, ist schön von Ihnen; aber daß Sie in dem ersten Verse Ihre Gottheit verleugnen, wie Petrus

den Herrn, ist abscheulich. Und das, bloß um mir nach dem Munde zu reden!

Ich verstehe Sie nicht.

Aber ich nehme alles zurück und bekenne reuig: sie glänzt nicht nur, sondern ist Gold, so, daß Eitel-Gold im Vergleich dazu allerordinärstes Kupfer ist, und es der liebe Herrgott überhaupt gar nicht schaffen, sondern nur ein Poetengehirn erträumen kann.

Hören Sie auf!

Wenn Vogel Strauß zugeben will, daß er wieder einmal seinen klugen Kopf in den Sand gesteckt hat.

Alles, was Sie wollen!

Sie war so übermütig, wie ein Mädchen von sechzehn Jahren.

Welch' eine Frau! Mein Leben wird nicht ausreichen, ihr zu danken für das unermeßliche Licht, das sie in mein dunkel-einsam Leben getragen hat!

Hätte ich eine Faser der herkulischen Kraft, die Zolas Muskeln schwellt, wenn es gilt, einen Augiasstall zu räumen, so müßte sie sich jetzt regen. Der Chef hat richtig prophezeit: die Streikbewegung der Bergarbeiter in Westfalen hat sich für unsere Arbeiter kontagiös erwiesen. Noch ist es nicht bis zum Streik gekommen, aber er steht vor der Thür. Es summt in unseren Arbeiterkreisen, wie in einem Bienenkorbe, dessen Volk schwärmen will. Der Chef ist fortwährend

unterwegs, von einem Werke zum anderen, den Beamten Mut einredend, den Leuten Vernunft predigend, neunundneunzigmal untersuchte Schäden und Übelstände zum hundertstenmal untersuchend. Er hat mich fast beständig in seiner Begleitung. Auf den langen Fahrten von einem Ort zum anderen bemüht er sich, mir begreiflich zu machen — was er früher nie gethan — um was es sich eigentlich handelt, und wie unrecht die Leute haben. Wenn man ihn hört, übertrifft nichts die Ausbündigkeit ihrer Thorheit, sind sie ganz von Gott verlassen. Und es ist wahr: fragt man sie, wo sie denn der Schuh drückt, daß sie durchaus einen Streik haben müssen, kommen die sonderbarsten Dinge zu Tage. Der eine meint, er sei ja soweit zufrieden, aber daß der Schulmeister jetzt gar liniierte Schreibhefte verlange, gehe doch über den Spaß. Ein anderer will streiken, weil er, wie er behauptet, bei der letzten Lohnauszahlung ungerechterweise um zwanzig Pfennig verkürzt sei; ein dritter, weil ihn der Obersteiger, der allerdings sein Pate sei, fortfährt, mit Du anzureden, trotzdem er es sich verbeten. — Ich glaube nur, dies und anderes Thörichte ist nur Verlegenheit und Feigheit der Leute, die dem gestrengen Herrn Oberdirektor gegenüber nicht mit der Sprache herauszugehen wagen. Unter sich werden sie ganz anders reden.

Und wenn der Chef mir vorrechnet und ziffernmäßig beweist, daß von einer Lohnaufbesserung unter

den augenblicklichen Verhältnissen gar nicht die Rede sein könne, wolle man sich nicht von der Konkurrenz auf dem Weltmarkte ausschließen und mit Defizit arbeiten, so frage ich mich, ob es gerecht sei, daß die armen Argiver in den rußigen Blusen büßen müssen, was die befrackten Könige auf dem Weltmarkt gesündigt haben; und ob das Defizit gar so groß sein würde, wenn der Herr Graf seiner Zeit nicht zwei Millionen in dem neuen Schloß verbaut hätte und sich in Zukunft mit der Hälfte der Dienerschaft und dem halben Marstall begnügte.

Diese Medaille hat denn doch eben auch ihre zwei Seiten, und die mir jetzt täglich zugekehrt ist, welch' Medusenantlitz zeigt sie! Ich glaubte, von Eisenhammer her das Elend gründlich zu kennen — ich habe doch nur die Oberfläche gesehen, nicht in die grauenhafte Tiefe. Unsere Verhältnisse dort waren fürstliche im Vergleich zu denen, die ich jetzt in den Dörfern und Ortschaften um die Kohlenwerke herum kennen gelernt. Gestern waren wir in einer Baracke von Haus, das zufällig den Leuten noch nicht über den Köpfen zusammengefallen ist, von siebzig Menschen bewohnt wird und eigentlich nur drei bewohnbare Räume hat — in dem einen, dem größesten, dreißig Menschen: Männer, Weiber, Kinder — zur Nacht! — und die Hälfte betrunken! — Der Greuel ist nicht auszudenken!

Die Unglückseligen! denen der Stempel des Elends mit so fürchterlicher Deutlichkeit auf die fahlen, ver-

wüsteten Gesichter geprägt ist: Männer, gebrochen, greisenhaft mit fünfzig Jahren! Frauen, die mit dreißig alte Weiber sind! Junge Burschen von achtzehn, deren ausgemergelte Leiber und scheu-frecher Blick die intimste Bekanntschaft mit jedem Laster verraten! Und dazu die hübschen, oft bildschönen Kinder, die uns aus großen, dunklen, melancholischen Augen anblicken, als wollten sie fragen: sind wir wirklich nur geboren, um zu werden, wie unsere Väter und Brüder, unsere Mütter und Schwestern?

Nein, und tausendmal nein! Dies geht nicht mit rechten Dingen zu, mögen die Hochmögenden, Hochweisen und meinetwegen auch Wohlmeinenden sagen, was sie wollen! Hier ist etwas faul im Staate, und nicht bloß etwas: ein scheinbar machtvoller Staat, der solchen zum Himmel schreienden Zuständen gegenüber seine Ohnmacht erklärt, gleicht einem stattlichen Hause, das auf morschen, angefaulten Fundamenten ruht, die über kurz oder lang in sich zusammensinken müssen, und über ihnen wird das Haus zusammenkrachen.

Ich klage Eve meinen Jammer. Sie weiß mich nicht zu trösten. Ich bin überzeugt, daß sie die Dinge genau so sieht, wie ich.

Wie stellt sie sich dabei zu ihrem Gatten? Dasselbe wollen und dasselbe nicht wollen, das allein ist wahre Freundschaft, meint Sallust. Und Freundschaft, sagt man, ist der Liebe bester Teil.

Oder ist es nicht so? Giebt es eine Liebe, die der

Freundschaft entraten kann? Und ist sie die eigentlich wahre Liebe? Die Liebe, die sagen dürfte:

„Es ist noch längst nicht alles Gold, was glänzt" — ohne daß ihren eigenen Glanz auch nur der leiseste Hauch des Zweifels trübte?

Was habe ich erleben müssen! Ich muß es niederschreiben, um in späteren Jahren sicher zu sein, daß nicht alles bloß ein wüster Traum, ein Spuk ist, mit dem mich meine Phantasie schrecken will.

Meine Phantasie! Welch' Kinderspielzeug ist sie im Vergleich zu der furchtbaren gigantischen Maschine, die man das wirkliche Leben nennt!

Wochenlang habe ich darüber gegrübelt, wie ich den Anders meiner Dorfgeschichte zu einem tragischen Ende bringen könnte — die Maschine packt den wirklichen Anders, schleudert ihn unter eines ihrer Räder, und die Arbeit ist gethan!

Aber ich fange beim Ende an und ich wollte ja pragmatisch sein wie ein alter Chronist.

Wir saßen beim Frühstück — ich war in diesen aufgeregten Tagen völlig ein Glied der Familie geworden — schon zur Fahrt fertig, die diesmal nach Marienhütte gehen sollte, von wo noch in der Nacht bedenkliche Nachrichten eingelaufen waren, als Friedrich schreckensbleich mit einem Zettel in der Hand hereinstürzte, den eben ein Reitender von Adamshütte ge-

bracht habe. Es hatte ursprünglich eine Depesche sein sollen, die der Direktor in Marienhütte aufgeben wollte in dem Augenblick, als der Telegraphendraht von den Aufrührern zerschnitten wurde. Ein Getreuer hatte dann das Blatt mit Lebensgefahr durch die von allen Seiten herbeiströmenden Haufen nach Adamshütte getragen, wo ebenfalls die Leitung zerstört war; so hatte denn der dortige Direktor einen berittenen Boten abgesandt. Darüber waren anderthalb kostbare Stunden verloren, wo keine Minute zu verlieren war. Die Depesche lautete: „Kommen Sie augenblicklich; ich kann die Leute nicht mehr bändigen."

Der Chef war in sein Zimmer gestürzt; Eve und ich blickten einander an. Sie war sehr bleich, aber auf ihrem lieben Gesicht lag dieselbe machtvolle Fassung, die sie auch an dem Bett des todkranken Kindes in den schlimmsten Augenblicken nicht verloren hatte. Sie streckte mir die Hand hin: Du wirst ihn nicht verlassen, sagte sie mit leiser, fester Stimme.

Sie hatte mich niemals zuvor Du genannt und wußte sicher nicht, daß sie es jetzt gethan. Aber mich durchschauerte es seltsam. Ich konnte nicht sprechen, nur die teure Hand ergreifen und drücken.

Da kam der Chef auch bereits wieder herein; er hatte sich nebenan nur seinen Revolver umgeschnallt. Ich bin überzeugt, Eve hatte nichts anderes erwartet.

Er umarmte seine Frau schnell und heftig; sie reichte mir nochmals die Hand, die jetzt eiskalt war.

Dann saßen wir in dem leichten, offenen Wägelchen, in welchem er, wenn er nicht zu Pferde ist, seine Dienstreisen im Sommer und Winter macht. Die Schimmel griffen mächtig aus; glücklicherweise hatten wir den größten Teil des Weges Chaussee, nur die letzte kurze Strecke ist Landweg. Immerhin konnten die Pferde es unter einer Dreiviertelstunde nicht leisten, die dem Manne an meiner Seite zur Ewigkeit zu werden schien. Ich hatte ihn sonst, auch in kritischen Momenten, stets ruhig und gelassen gesehen. Heute, trotzdem er sich augenscheinlich bemühte, die innere Erregung zu verbergen, wollte es doch nicht gelingen. Ungeduldig rückte er auf seinem Sitze hin und her, erhob sich ein paarmal halb, den noch übrigen Weg zu überblicken, ohne aber Johann zum Schnellerfahren anzutreiben. Er wußte, daß Kutscher und Pferde ihr Mögliches thaten. Es wurde kein Wort zwischen uns gesprochen — eine große Wohlthat für mich. In meinem Hirn kreuzten sich Gedanken, die einander widersprachen; in meinem Herzen wogten Empfindungen, von denen die eine die andere nicht gelten lassen wollte. Wenn es zum Kampf kam, wir in den schon entbrannten hineingerieten — ich hatte Eve versprochen, zu ihm zu stehen. Wie hätte ich es nicht versprechen sollen? wie hatte ich es versprechen können? Zu ihm stehen — ja, um ihretwillen! — und um seinetwillen? Auch das! Wie hätte ich dem Mutigen, Entschlossenen meine Sympathie, meine Achtung versagen mögen!

Aber sein Mut, seine Entschlossenheit waren gegen die gerichtet, bei denen mein Herz war. Die Revolte mochte vom ökonomischen Standpunkt eine Thorheit, von dem des Gesetzes ein Verbrechen sein; aber Thorheit und Verbrechen waren auch die Empörungen der Sklaven in den Augen der römischen Patrizier, die Revolutionen der mittelaltrigen Leibeigenen in denen der feudalen Barone gewesen — waren sie es noch in den unseren? waren sie es in den meinen? Würde man in einem Jahrhundert, in fünfzig Jahren vielleicht schon, in den Streiks von heute nur die Ausschreitungen einer wüsten und verführten Menge sehen, oder die ersten Zuckungen einer unabweislichen, unaufhaltsamen Bewegung, in der sich die Wiedergeburt der Menschheit vollziehen sollte?

Dies alles ging durch meine Seele, wenn auch gewiß nicht in der Ordnung, in die ich es hier zu bringen suche. Dazu war meine Erregung viel zu groß. Fällt mir doch erst jetzt wieder ein, wie schön der Morgen war, durch den wir fuhren: wie die Kornbreiten im lauen Sommerwinde wogten, auf den Wiesen behaglich das Vieh weidete, an der Waldecke, an der wir vorbeikamen, ein paar Rehe standen, aus dem blauen Himmel die Lerchen jubilierten! Dann freilich, als wir in die Nähe der Werke kamen, veränderte sich die Scene: hügeliges Terrain, das nicht einmal mehr zur Viehweide dienen kann, da man die Grasnarbe zum größten Teil abgeschürft hat, um besser die Stellen

zu finden, wo Bohrversuche angestellt werden könnten in der schmutzig rotbraunen Erde, die nun nackt zu Tage liegt, wo sie nicht wieder mit Aschen- und Schlackenbergen bedeckt wurde. Ich meine, so muß es auf den Lavafeldern aussehen, welche die Hänge des Vesuv hinabstarren.

Wir kamen an dem Stahlwerk vorbei. Der Direktor, der uns hatte kommen sehen, trat an den Wagen. Er war mit einigen Beamten allein auf dem Werk; die Arbeiter seien schon vor zwei Stunden nach Marienhütte abgezogen, wo auch die Leute von Adamshütte inzwischen eingetroffen sein würden. Es möchten in Marienhütte jetzt leicht Eintausend beisammen sein. Er habe es, da bei der Zerstörung der Drähte vom Chef keine Befehle einzuholen gewesen seien, bei der kritischen Lage der Dinge auf seine Verantwortung nehmen zu sollen geglaubt, von Gl. militärische Hilfe zu requirieren. Dieselbe könnte in einer halben Stunde, vielleicht noch früher, in Marienhütte sein. Der Chef bemeisterte nur mit Mühe seinen Unwillen: das heiße nur, den Teufel an die Wand malen und Öl ins Feuer gießen. Er werde schon allein mit der Gesellschaft fertig werden. Der Direktor zuckte die Achseln: die Stimmung der Leute sei furchtbar erregt. Seine letzten Nachrichten von Marienhütte lauteten, daß ein kleiner Teil der Belegschaft heute Morgen eingefahren sei und die Menge geschworen habe, sie entweder in der Grube, oder beim Verlassen derselben totzuschlagen.

Zum Schutz der Grube sei niemand da, als der Direktor, ein paar andere Beamte, die im besten Falle als Waffe ihre Revolver hätten und allerdings zwei Gendarmen; aber was wollte das gegen eine tausendköpfige, aufgehetzte und aufgeregte Menge bedeuten, von der sicher die Hälfte betrunken sei?

Das im schnellsten Tempo zwischen dem Chef und dem Direktor geführte Gespräch hatte nur ein paar Minuten gewährt, während derer sich die zitternden, triefenden Pferde verschnaufen mochten. Dann ging es mit Sturmeseile weiter. In zehn Minuten war die letzte Strecke zurückgelegt. Schon aus einiger Entfernung hatten wir das dumpfe Geräusch der durcheinander sprechenden, schreienden Menschen gehört, die auf der anderen, uns abgewandten Seite der Gebäude versammelt sein mußten, wenn uns auch jetzt schon viele Menschen begegneten, durch die wir mit rücksichtsloser Eile jagten. Dann konnten wir nicht weiter. Das Gewimmel war immer dichter geworden; auf dem großen Hofe, in welchem der Eingang zu der Grube liegt, stand es zu einer schwarzen Masse zusammengeballt. Der Chef, der vorausging, stieß bei Seite, was ihm nicht freiwillig Raum gab. Aber fast alle thaten es; nicht wenige zogen sogar die Mütze, wie instinktiv, in angewohntem Respekt.

Der sich dann auch nicht verleugnete, als wir uns endlich bis zu der niedrigen eisernen Treppe durchgekämpft hatten, auf dessen obersten Stufen die hand-

voll mutiger Männer nun schon seit zwei Stunden der drohenden Masse getrotzt hatte. Ihre bei aller Entschlossenheit verstörten Gesichter belebten sich wieder, als sie endlich den längst Ersehnten an ihrer Spitze sahen. Konnte einer den Sturm beschwichtigen, so war er es.

Nein, nein! es trifft ihn keine Schuld — ihn persönlich nicht! Die Schuld trifft die Verhältnisse, in die wir alle eingeklemmt sind, wie ein Schiff zwischen himmelhohen Eisbergen; und doch —

Es war verhältnismäßig still geworden, als er zu reden begann, es wurde ganz still, nachdem er eine kurze Zeit gesprochen. Ich wüßte den Inhalt seiner Rede nicht mit Genauigkeit wiederzugeben. So weit ich mich erinnere, war es dasselbe, was ich in den letzten Tagen so oft aus seinem Munde gehört, dem Verständnis der Leute angepaßt: wie sie ihre Lage durch ihr wüstes Vorgehen nur verschlimmerten; wie sie doch recht wohl wüßten, daß er von jeher aus allen Kräften bestrebt gewesen sei, ihre Lage zu verbessern, und in diesem Bestreben fortfahren werde, wenn sie ihm seine redliche Mühe nicht durch ein Betragen verleideten, das er ebenso thöricht wie undankbar nennen müsse. Wollten sie, wie es sich zieme, ihm durch eine aus ihrer Mitte erwählte Deputation ihre Beschwerden vortragen, so würde er ihnen Rede und Antwort stehen; hofften sie aber, ihn durch ihre Drohungen einzuschüchtern, so irrten sie sich.

Dann kam der Schluß, dessen Worte ich glaube angeben zu können, wohl nur, weil es die letzten waren und im genauen Zusammenhange stehen mit dem Schrecklichen, das dann folgte:

Wir sind unserer hier nur acht; aber, wie wir hier sind, entschlossen, eher Mann für Mann zu sterben als euch gewähren zu lassen. Was wollt ihr? eure Kameraden tot schlagen, weil ihnen ihr Kontrakt nicht ein leeres Wort ist, sondern sie heute wie alle Tage an die Arbeit gegangen sind, sich selbst und ihre Weiber und Kinder ehrlich zu ernähren? Die Maschinen wollt ihr zerstören, die Grube unter Wasser setzen? Ja, bedenkt ihr denn nicht, daß Monate dazu gehören, was ihr in ein paar Stunden verwüstet habt, wieder herzustellen — wenn es wiederherzustellen ist — und ihr bis dahin längst verhungert seid, oder so weiter als Bettler haus- und brotlos durch das Land streicht, um im Zuchthause, oder hinter einer Hecke zu endigen? So denkt denn an eure Weiber und Kinder! denkt an euch selbst! Ich rate es euch! Ich bin nicht so thöricht, daß ich nicht wüßte, daß tausend Männer, auch wenn sie unbewaffnet sind, acht Männer, auch wenn sie bewaffnet sind, über den Haufen rennen und unter ihren Füßen zertreten können. Das ist kein schöner Tod, aber der aus einem Büchsen- oder Revolverlauf schmeckt auch nicht süß. Und so wahr ich hier stehe, der erste von euch, der das Signal zum Angriff auf uns giebt, der erste, der die Distanz, die jetzt zwischen uns ist, auch

nur um drei Schritte zu übertreten wagt — er fällt von meiner Hand. Das ist mein letztes Wort. Nun thut, was ihr wollt.

Es war todtenstill, als er jetzt schwieg. Dann ging ein Gemurmel durch die Menge, wie wenn im Wald sich ein Wind in der Ferne erhebt, erst leise, dann, näher und näher kommend, lauter und lauter, bis er über uns wegsaust und braust. Dabei hatte sich die kompakte Masse zu größeren und kleineren Knäueln formiert, zu hören, was die Stimmführer in ihrer Mitte vorbringen würden.

Und da glaubte ich aus einem der Knäuel heraus seine Stimme zu vernehmen, trotzdem ich ihn sonst nur immer ruhig und mild hatte sprechen, nie in lauten Tönen hatte schreien hören, wie jetzt — wenn er es war!

Aber wie sollte er aus dem zwei Meilen weit entfernten Eisenhammer hierher gekommen sein?

Und er war es doch!

Da stand er plötzlich vor der Menge, die wieder zur dichten, schwarzen Masse geworden war. Er hatte uns den Rücken zugewandt, die Arme gegen die Masse erhoben:

Seid ihr Memmen, seid ihr Kinder, daß ihr euch durch Worte schrecken laßt? Unsere Sache ist die gerechteste der Welt. Nieder mit den Ogres und ihren Zwingburgen! Mir nach! mir nach! Ich will der Freiheit eine Gasse machen!

Dann hatte er sich gewandt; ich sah sein Gesicht, bleich, vom grauen Haar umflattert, während er auf uns losstürzte, hinter ihm her ein wüster Haufe unter ohrenbetäubendem Gebrüll.

Und dann —

O, mein Gott! bis an mein Lebensende werde ich den kurzen scharfen Knall dicht an meinem Ohre hören; werde ich die hohe Gestalt sehen, die schon die Treppe beinahe erreicht hatte und dann vornüberschlug, wie ein Baum, der gefällt ist.

Der Ogre hatte seine Beute.

Es sollte für diesmal bei der einen bleiben.

Was geschehen wäre, wenn in diesem Augenblicke nicht die Spitze der Kompagnie, die der Direktor auf dem Stahlwerk aus Gl. requiriert hatte, auf dem Hofe erschien — ob die Menge sich über den gefallenen Führer auf uns gestürzt, oder in Schrecken von uns abgelassen hätte — wie es wenigstens im ersten Moment schien — wer kann es wissen? Ich weiß nur, daß die Werke noch immer militärisch besetzt, ein paar Dutzend der Rädelsführer in Untersuchungshaft sind, und — im übrigen alles beim alten bleibt.

Nur nicht für mich. Ich habe sofort an Professor Richter geschrieben, ob er mich schon jetzt haben wolle. Will er es nicht — gleichviel: ich muß fort.

Ich kann hier nicht länger bleiben. Ich kann die Hand des Mannes nicht wieder freundschaftlich fassen,

die mir den besten Freund erschlagen hat. Im gerechten Streit? Für ihn — ja. Er hat gethan, was er für seine heilige Pflicht hielt. Und ließ sich, was er gethan, vermeiden? aufschieben auch nur einen Augenblick? Im nächsten wären die Rasenden über uns weggestürmt, über unsere Leichen, um ein paar Dutzend wehrloser Kameraden in den Gruben zu erschlagen, oder in dem zerstörten Werke elend zu ersäufen.

Es mußte sein; aber daß es sein mußte! wieder einmal dem Moloch eines Systems, das sich ohne solche Greuel nicht behaupten kann, und dessen überzeugter Vertreter er ist, dies Opfer gebracht werden mußte!

Und was er im vollen Bewußtsein der Erfüllung einer heiligen Pflicht gethan — er hat es bei Gott nicht gern gethan. Auf seinem Gesicht, das sonst der Ausdruck thatenfreudiger Kraft belebte, liegt jetzt ein finsterer Ernst; seine helle Stimme ist dumpf geworden; Eve sagt, daß er seitdem nachts stundenlang ruhelos durch die Zimmer wandert.

Ich sehe, ich begreife das alles — und doch —

Mein armer, unglücklicher, mein edler Anders! Ja, edel trotz alledem! Hast du weniger gethan, was du für deine heilige Pflicht hieltest? Und wenn du dir zuletzt in deinem verwirrten Hirn dessen, was du thatest, nicht mehr voll bewußt gewesen sein magst; wenn du toll warst — was hat dich toll gemacht?

Doch nur das nagende, bohrende, bis zum unerträglichen Schmerz gesteigerte Gefühl des Mitleids mit dem moralischen und physischen Elend, das dich ringsumher aus den hohlen Augen deinesgleichen angrinste. Und die nicht einmal deinesgleichen waren! denn du hattest dich rein erhalten unter den unreinen, sündlos, soweit ein Mensch es sein kann, unter den Sündigen. Aus der Fülle deiner Liebe hast du dir deinen Haß getrunken; und wenn dein eheliches Leid auch den Becher überlaufen machte, es war doch nur ein letzter Tropfen —

Sie hatten ihn in die große, hölzerne Halle getragen, in der den Arbeitern der Wochenlohn ausgezahlt wird. Ich schlich mich hinein, als die anderen fort waren. Die Leiche lag noch auf dem langen Tisch, auf welchem sie der von Gl. requirierte Arzt untersucht hatte. Er hatte mir gesagt, die Kugel sei direkt durch das Herz geschlagen, der Mann auf der Stelle tot gewesen. Ich hob das Tuch ab, mit dem das Gesicht bedeckt war. Keine Verzerrung, nur die schweren Augenbrauen waren wie im finstern Zorn zusammengezogen und um den Mund ein Zug herber Entschlossenheit, als wollte er sagen: könnte ich, ich würde es noch einmal thun.

So hast du dir den Lohn, den sie dir heute ausgezahlt haben, in deiner Weise vollauf verdient —

Ich habe an Marthe geschrieben, was mit ihren beiden Stiefbrüdern werden soll. Sie wird sie jetzt

wohl sicher bei sich haben wollen. Vielleicht kann ich sie gleich mit nach Berlin nehmen.

Wäre ich erst fort! Der Abschied von ihr liegt mir so schwer auf der Seele.

Professor Richter schreibt, ich sei ihm jeden Tag willkommen; Marthe, daß ich die Jungen mitbringen soll.

Der Chef ist für mehrere Tage in Breslau. Gott sei Dank! Er hat mir seinen Wagen zu der Fahrt nach T. zur Verfügung gestellt. Warum soll ich diese Vergünstigung nicht annehmen, nachdem ich so viele in seinem Dienste gehabt? Ich muß über Eisenhammer, die beiden Jungen abzuholen.

Das letzte Blatt in dem Tagebuche des Einsamen; oder werde ich so weiter in Berlin einsam sein?

Eve sagt: nein; sie hat mir dringend ans Herz gelegt, die Gelegenheit zum Verkehr mit den Menschen, die mir dort reichlich geboten werden wird, auf jede Weise zu benutzen. Ich habe es ihr in die Hand versprechen müssen.

Seltsam, daß ich gestern Abend in dem langen Gespräch, das wir hatten, der bei weitem Ruhigere, Gefaßtere war. Ihr standen wiederholt die Thränen

in den Augen. War es um „das Stück Berlin“, das nun von ihr scheidet? Auch nicht allzulange, hofft sie. Das üble Verhältnis zwischen dem Grafen und ihrem Gatten sei ja auf die Dauer unhaltbar. Sie habe bis jetzt immer zum Frieden geredet, weil sie wisse, wie ihr Gatte die ungeheuere Arbeit, die ihm hier obliege, für seinen Thätigkeitsdrang brauche; sie werde es in Zukunft nicht mehr thun. Es sei ihm auch sonst seine hiesige Stellung verleidet — sie brauchte mir nicht zu sagen, wodurch, wie wir denn über die letzten Ereignisse kein Wort gesprochen haben. Weshalb frische Wunden durch Berührung noch schmerzhafter machen? Und ich weiß, wie tief und schmerzhaft die ihr geschlagene Wunde ist, wie schwer sie leidet! doppelt schwer, weil sie dies Leid niemand auf der Welt sagen und klagen kann, oder sie hätte es mir gesagt und geklagt. Hier stand etwas zwischen uns, was selbst die innigste Freundschaft, das absoluteste Vertrauen, der heftigste Drang, das übervolle Herz auszuschütten, respektieren müssen.

Und so weiter zwischen uns stehen wird. Es soll eben auf Erden nichts vollkommen sein: nicht Freundschaft, nicht Liebe — nichts!

Eben war sie — wohl zum erstenmale wieder, nachdem sie es vor zwei Jahren für meinen Empfang eingerichtet — in meinem Turmstübchen, zu sehen, ob es mir an nichts fehle, ich meine Sachen ordentlich gepackt habe — meine sieben Sachen! Ein kleiner

Koffer schließt sie ein, kleiner als die Kiste mit den Büchern, die sie mir im Lauf der Zeit geschenkt hat. Ob ich das Manuskript der Dorfgeschichte ordentlich verwahrt habe? In zwei Wochen spätestens wolle sie hören, daß ich es abgeschlossen; ich könne über das Ende, das mir so viel Kopfzerbrechen gemacht, jetzt nicht mehr in Zweifel sein. Und ich solle nichts beschönigen, nichts vertuschen, mein letztes Wort, so gut ich es verstände, frei heraussagen. Das drücke unserer Litteratur so oft den kläglichen Stempel der Mittelmäßigkeit auf, daß die Dichter und Schriftsteller nicht den Mut ihrer Meinung hätten — Talente, die sich in der Stille gebildet, ohne den Charakter, den nur der Strom der Welt klären und festigen könne.

Und das, während sie meine wollenen Winterstrümpfe zählte!

Es giebt nur eine solche Frau.

Sie wird, wenn ich um ein Uhr abfahre, nicht zugegen sein, da sie bei der Frau Forstmeister, deren Geburtstag ist, zu Tische sein soll und um keinen Preis wegbleiben darf.

So haben wir denn jetzt gleich voneinander Abschied genommen.

Leb wohl, Justus, und behalte mich und die Kinder in treuem Gedanken!

Ob ich eurer gedenken werde!

Nun doch noch ein Allerletztes! Ein Brief von ihr! mit der Zwölfuhrpost, die sonst selten Briefe bringt! Es ist nicht anders: sie soll das letzte Wort in meinem Tagebuche haben, wie immer in den Gesprächen, die mein Herz mit ihr führt.

„Capri, Hotel Quisisana, Juli 188*

Sonntagskind! Es ist entsetzlich heiß! An dem prahlerisch blauen Himmel auch nicht das kleinste rücksichtsvolle Wölkchen; von den weißen Wänden des Monte Salaro resorbiert eine Sonne unverschämt wie die Stirn von Mr. Edward Bugby (Capitän in her Majestys army), als er mich heute Morgen fragte, ob wir nicht einen Spaziergang zu zweien nach dem arco naturale machen wollten? Ach, nur einen Hauch aus meinem kühlen Feenwalde, Justus! und nur einen Blick in Deine treuen Augen! Die Männer sind durchweg a nasty set — weißt Du, was das heißt? — and really J have no longer patience with them. Könnte ich sie nur loswerden! Aber das hängt an einem wie Kletten an einem Florkleide —

Also, was wollte ich Dir eigentlich schreiben? Ja so! daß ich noch bis zum September hier bleibe und ein stilles beschauliches Leben zu führen gedenke, wenn es mir erst gelungen ist — was hoffentlich bald der Fall sein wird — Mr. Bugby und ein halbes Dutzend anderer Gentlemen von hier fortzuscheuchen, die mich in weiteren und näheren Bogen umkreisen und deren interessante Gesichter in den Speisesälen der Hotels

von Rom, Neapel, Sorrent gesehen zu haben ich mich dunkel erinnere. Man soll an einer Tâble d'hôte niemals sagen, wohin man demnächst zu gehen gedenkt. Du kannst Dir das in Dein Tagebuch schreiben und daneben: Approbiert und richtig befunden von Isabel. Apropos! könntest Du mir nicht Dein Tagebuch schicken? Ich würde sehr diskret sein und die Stellen die von „ihr" handeln, gewissenhaft überschlagen. Oder handelt das ganze Buch von ihr? Dann magst Du es in Gottesnamen behalten. Ich hätte Dir freilich solche grenzenlose Felonie nicht zugetraut; Du warst früher ein ehrlicher Mensch; aber seitdem ich Dich verlassen, bist Du entschieden auf bedenkliche Abwege geraten.

Sonntagskind! die Worte: „seitdem ich Dich verlassen" sind mir schwer aufs Herz gefallen. Aber, Du weißt, ich streiche nie ein Wort aus, und einen neuen Brief zu schreiben bei der Hitze, ist unmöglich. So müssen sie schon stehen bleiben mir zur Strafe. Wofür? Ich weiß es nicht recht, und doch ist mir so trüb zu Sinn. Wie alt bist Du eigentlich jetzt, Sonntagskind? Ich meine: zweiundzwanzig, also, recht betrachtet, noch immer sehr jung — unpassend jung. Was mich betrifft — die weißköpfige Krähe ist nicht älter als ich. Sie ist an die hundert Jahre um den Berg geflogen, in den die arme Maiennacht der greuliche Ogre gesperrt hatte, weil sie seinen Herrn Sohn nicht heiraten wollte. Es war die gerechte Strafe dafür, daß sie sich überhaupt mit den Ogres eingelassen. Und dar-

über war sie zu einer alten, uralten Frau zusammengeschrumpft, und als sie endlich wieder herauskam und ihrem Hubert begegnete, der inzwischen glücklich über zweiundzwanzig und ein gar stattlicher Mann und Jäger vor dem Herrn geworden war, wollte sie ihm in ihrer Freude um den Hals fallen. Er aber trat einen halben Schritt zurück und sagte, seinen Hut ziehend: Mütterchen, ich bin zwar stets gegen Damen höflich und galant; nur fürchte ich, dies ist ein Irrtum, und ich raube den verehrungswürdigsten der Küsse einem anderen. — Daraus sah sie wohl, daß er sie nicht mehr kannte, und bemerkte nun erst, wie greulich sie sich verändert hatte. Und wandte sich ab und schlich ihres Weges weiter, bitterlich, bitterlich weinend, denn sie hatte, als sie noch eine kleine Fee war, den jungen Jägerburschen sehr lieb gehabt. Und er sie auch. Und gerade deshalb war das Wiedersehen und Nichtwiedererkennen so traurig, während sonst einer viel Geld verdienen könnte, der ein Mittel wüßte, Leute, denen das leidige Wiedersehen nicht erspart werden kann, wenigstens füreinander unkenntlich zu machen.

Hast Du etwas darüber gehört, daß Armand in einer Nacht im Klub 300,000 Mark verspielt haben soll? Gott, Sonntagskind, welch' ein dummes Altagskind warst Du, daß Du auf den Menschen eifersüchtig sein konntest! Man sagt, er solle auffallend schön geworden sein, nur noch „der schöne Armand“ genannt werden. Das fehlte gerade! Ich hasse die „schönen Männer“.

Edith schreibt mir, Du werdest zum Herbst nach Berlin gehen; und ich Ärmste muß dann nach Palermo und zum Winter nach Kairo. Die sicilianische Adresse ist Hotel Trinacria, die ägyptische vorläufig unbestimmt, vermutlich: Pyramide des Cheops, links parterre, bitte stark zu klingeln!

Die Post, die natürlich, als sie kam, keinen Brief für mich von Dir hatte, geht wieder ab; ich muß schließen. Also, au revoir, Sonntagskind, zum Frühling in Berlin! Und Gnade Dir Gott, wenn Du nicht wiedererkennst

Deine Maiennacht."

So! Nun, mein treues Tagebuch, als Letztes, hinein in den Koffer! Den Koffer zu! Und aus der Einsamkeit hinaus in die weite Welt!

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Otto Dürr in Leipzig.

Die in vielen Auflagen bereits verbreiteten Romane des berühmten Verfassers werden hiermit zu einem so wohlfeilen Preise dargeboten, daß derselbe für niemand ein Hindernis sein kann, sich in den bleibenden Besitz dieser Schätze unserer Litteratur zu setzen.

Es ist überflüssig, auf deren klassischen Wert hinzuweisen. Was Spielhagens Romanschöpfungen auszeichnet, ist anerkanntermaßen nicht allein deren Formvollendung, sondern mehr noch der Umstand, daß ihre Stoffe unmittelbar aus der Zeit, in der sie entstanden, herausgegriffen sind und sich in ihnen die Anschauungen und Thatsachen, die socialen und politischen Verhältnisse der wichtigsten und ereignisreichsten Epoche unseres Jahrhunderts in einer durch den Freimut und den Adel der Gesinnung des Autors geläuterten Klarheit spiegeln, welche den Dichtungen neben dem Interesse, welches deren spannende, poesievolle, mit größter Kunst durchgeführte Handlung erregt, den Reiz und die Vorzüge von kulturgeschichtlichen Bildern verleiht.

Für jede Serie ist ein besonderes Abonnement zulässig. Dasselbe verpflichtet jedoch zur Abnahme sämtlicher Lieferungen, von denen allwöchentlich eine ausgegeben wird, oder falls der Bezug in Bänden

brosch. à Band M. 2.—, eleg. geb. à M. 3.—

vorgezogen wird, von sämtlichen Bänden der betreffenden Serie.

Einzelne Bände der ersten und zweiten Serie werden zu dem erhöhten Preise von M. 3.50 für broschierte und M. 4.50 für gebundene Exemplare abgegeben. Von der dritten Serie sind einzelne Bände nicht käuflich.

Einbanddecken

zum Preise von 50 Pf. für jede Decke können jederzeit bezogen werden.

Leipzig.

Verlagshandlung von L. Staackmann.

bar, wie sie dem bewegten Herzen des Dichters entquollen, oder der Augenblick sie geschaffen, auf Geist und Gemüt des empfänglichen Lesers wirken und den Lyriker Spielhagen unzweifelhaft ebenso hoch stellen werden, wie die Gunst der Lesewelt und das Urteil der Kritik den „Meister der deutschen Romandichter“ schon längst gestellt hat.

In eiserner Zeit.

Drama in 5 Akten.

brosch. M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—.

Den Stoff zu diesem mit großem Beifall vielerorts aufgeführten ergreifenden Stücke hat der Autor seinem Roman „Noblesse oblige“ entlehnt.

Beiträge zur Theorie und Technik des Romans.

brosch. M. 6.—, in Halbfranzb. M. 7.50.

Vermischte Schriften und Amerikanische Gedichte.

brosch. M. 3.50, Leinenband M. 4.50.

Aus meinem Skizzenbuch.

brosch. Mark 3.—, Leinenband Mark 4.—.

Friedrich Spielhagen:

Romane in Kabinets-Ausgaben:

Was will das werden? 3 Bände. brosch. Mk. 7.—, eleg. geb. Mk. 10.—.
An der Heilquelle. brosch. M. 6.—, eleg. geb Mk. 7.—.
Noblesse oblige. brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.—.
Ein neuer Pharao. brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.—.
Sturmflut. 3 Bände. brosch. Mk. 10.—, eleg. geb. Mk. 13.—.
Platt Land. 3 Bde. brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 9.—.
Angela. 2 Bände. brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 8.—.
Uhlenhans. 2 Bde. brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 8.—.
Quisisana. brosch. Mk. 4.—, eleg. geb. Mk. 5.—.
— Taschenausgabe. 4. Auflage. brosch. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—.
Was die Schwalbe sang. brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.
Das Skelett im Hause. brosch. Mk. 3.—, eleg. geb. Mk. 4.—.

Novellen

in wohlfeilen Volksausgaben.

Ultimo.
Deutsche Pioniere.
Drei Erzählungen.
Clara Vere.
In der zwölften Stunde.
Auf der Düne.
Röschen vom Hofe.
Die schönen Amerikanerinnen.
Hans und Grete.
Das Skelett im Hause.
Von Neapel bis Syrakus. (Reiseskizzen.)

Jeder Band brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.25.

Dramatische Werke.

Liebe für Liebe. — Hans und Grete. — Gerettet.
à Band brosch. Mk. 1.—, eleg. geb. Mk. 2.—.

Die Philosophin. brosch. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—.

Druck von Otto Dürr in Leipzig.